

DIE
KLEINE
BÜCHER-
REIHE



LUXEMBURGER
IN
KRIEG
EXIL
UND
GEFANGENSCHAFT



BAND

5

Bis jetzt erschienen:

- Band 1** HINZERT
von N. R.
- Band 2** IN DEN FANGEN DER GESTAPO
von Jos. Schneider
- Band 3** DORF IN DER FRONT
von Albert Gricius
- Band 4** ETTTELBRUCK-HEILANSTALT
IN DEN BEWEGTEN TAGEN
von J. B.

KLEINES VORSPIEL ZUM

K Z

VON GREGOR STEIN

KLEINES VORSPIEL ZUM KZ
VON GREGOR STEIN

KLEINES VORSPIEL ZUM

K Z

VON GREGOR STEIN

Vignetten von Nico SCHNEIDER

1945

VERLAG DER SANKT-PAULUS-DRUCKEREI A. G., LUXEMBURG

DER GEHEIME KAMPF

Am selben Tage, da die Deutschen unser Land besetzten und als einen der ersten Gefangenen unsern Freund und Kollegen Dr. J. B. Esch abführten, setzte ein entnervender Kampf im Verborgenen ein, der nicht nur den Fortbestand des „Luxemburger Wort“, sondern vor allem die Existenz der Heimat und die eigenständige Gemeinschaft unseres Volkstums sichern sollte.

Aber schon am 12. Mai wurde von Koblenz aus bestimmt, daß unsere Zeitung vorläufig ihr Erscheinen einzustellen habe. Wir mußten nach etlichen Tagen entmutigenden Abwartens erkennen, daß die Vorläufigkeit in einen Dauerzustand überzugehen drohte. Da dem Direktor, Msgr. Origer, als Geistlichen die Hände in jeder Hinsicht gebunden waren, beschloßen Freund M. Fischbach, der aushilfsweise in die Redaktion eingetreten war, und ich, auf eigene Faust die Dinge wieder in Fluß zu bringen. Ein Besuch im Hadirhause bei dem damaligen Stadtkommandanten verlief erfolglos, eine Auseinandersetzung im „Crédit Lyonnais“ mit dem Vermittler zwischen deutschen und luxemburgischen Behörden, Hauptmann Beck, erbrachte sofort eine Aufhebung des Verbotes. Am 17. Mai konnte unser Blatt wieder, wenn auch unter strengste militärische und bald darauf unter noch strengere Partei-Sonderzensur gestellt, der Öffentlichkeit unterbreitet werden.

In einer neueingeführten Rubrik: „Von Tag zu Tag“ versuchte ich zuerst, die Idee des Batty-Esch'schen „Kriegstagebuches“ den neuen Umständen gemäß weiter zu führen. Aber der versteckte Widerstand der Behörden ließ mich bald darauf verzichten. Da inzwischen sowohl die Zensur bei dem Propagandaleiter Dr. Perizonius als auch die nachdrücklichst vorgebrachten Richtlinien des

Sonderführers Käsbach immer offener darauf zielten, das Bewußtsein unserer Eigenständigkeit und unseres Volkstums mit Hilfe luxemburgischer Schriftleiter in luxemburgischen Zeitungen zu unterminieren, schlug ich einen andern Weg ein. Ich wählte aus der Fülle der Ereignisse die scheinbar unscheinbarsten aus, glossierte sie und ließ bewußt in jeder Weise das luxemburgisch-völkische Element zur Vorherrschaft gelangen. Freilich merkte die Zensur bald den heimlichen Zweck meiner Ausführungen und fuhr mit dem Rotstift energisch dazwischen. Sonderführer Käsbach ging mehrere Schritte weiter und verlangte vom „verantwortlichen Hauptschriftleiter der größten Landeszeitung“, d. h. von mir (Direktor Origer hatte mich als verantwortlichen Hauptschriftleiter zu den fäglichen obligatorischen Pressekonferenzen im Radiohause delegiert) einen offenen und rückhaltlosen Einsatz für das Dritte Reich. Immer fester und immer erboster wiederholte er seine Forderung, immer drohender wurden seine Hinweise auf meine sogenannte sabotierende Einstellung, bis ich, auf Grund einiger Artikel, die natürlich der Zensur zum Opfer fielen, in langdauernden Diskussionen die Unmöglichkeit seiner Zumutung darlegte. Obwohl ich ahnte und bald zu wissen begann, daß meine



fortwährende Betonung des Luxemburger-tums, in allen Zeilen, die ich damals schrieb, mir die besondere Aufmerksamkeit der Sicherheitsorgane zuzog, widersetzte ich mich bis Ende Juni erfolgreich jedem Druck des Sonderführers. Als aber dann die „Luxemburger Zeitung“ den berüchtigten prodeutschen Artikel des Hauptschriftleiters Robert brachte, war meine Stellung unhaltbar geworden. Da

ich nicht Verräter am Lande sein und also tun konnte wie Robert, zog ich das Schweigen vor. Die Rubrik „Von Tag zu Tag“ ging ein, und das „Luxemburger Wort“ begnügte sich von diesem Tage an mit der nüchternen Wiedergabe deutscher Korrespondenzberichte.

Diesen heimlichen Kampf gegen die Forderungen der Nazis spiegeln die gesammelten Aufsätze der Monate Mai und Juni 1940, die, auf den folgenden Seiten zum Neuabdruck gebracht, aus gewandelter Schau nun leichter die Ganzheit ihres früheren Zwecks offenbaren.

Luxemburg, am 17. Mai 1940.

Die Ereignisse des Krieges und dessen Begleiterscheinungen erschüttern die Heimat bis in die letzten Wurzelendchen hinein. Menschen und Zeiten, die große Worte lieben und sie gelassen aussprechen können, führen die Apokalypse an. Wir wollen bleiben in jenem Geiste, der während acht Monaten in unserem Blatt sich den packendsten Ausdruck gesucht und in viele tausend noterfüllte Herzen ein wenig Trost und Zuversicht gebracht hat. Wenn auch Bekannte und Freunde zeitweilig dem Altgewohnten entrissen, wenn auch mit dieser oder jener Wandlung Titel ändern und geändert werden, so hält uns alle doch der gleiche christliche Geist zusammen. Es ist der Geist, der die Heimat wesentlich gebildet hat und, von den Heimatmenschen getragen, auch Volk und Heimat durch alles trägt. Sein Merkmal ist Ruhe und Geduld, Vertrauen und Liebe.

Es soll ein Handschlag sein zwischen uns und den Lesern, wie ein Schwur von Luxemburger zu Luxemburger: in Liebe und Vertrauen, einig und geschlossen, wollen wir zusammenstehen.

Ich habe in den vergangenen Tagen die Entwurzelten an mir vorbeiziehen sehen, Tausende und Tausende im unbeschreiblichen Wechsel der Gesichter und der äußerlichen Haltung. Die Kriegsverhältnisse schreiben andere Gesetze, nach denen wir zu leben haben. Ich habe es feststellen müssen, als die Evakuierten mühsam und verweint den Sammelstellen in der Hauptstadt entgegenwanderten. Dort habe ich, noch unter allem Leid und unter jeder Qual, das echte, rechte luxemburgische Herz schlagen hören. Dort, ja dort vor allem wehte jener Geist, den wir anrufen und auf den wir uns berufen, wenn die Ereignisse sturmhaft über uns dahinbrausen. Caritas, aus der Heimatliebe und dem Volksbewußtsein geboren! Ihre Auswirkung ist erhebend, ihre letzte Tat kann hinweghelfen über die tragischsten Fälle, die sich dauernd wiederholen.

Wohl, es gibt auch die unluxemburgischen und deshalb auch un menschlichen Fälle, in denen die Hartherzigen die volle Ungeheuerlichkeit von Roheit offenbaren. Aber das sind die Ausnahmen, die sich durch ihre Handlungen ausscheiden aus der Gemeinschaft. Wir übersehen sie und wenden uns den Unzähligen zu, die zu jeder Stunde sich und ihre Wagen bereit hielten, um sich — teilweise unter Gefährdung von Material

und Leben — hinaus an die Feuerlinie zu begeben und die Brüder zu retten. Dieser restlose Einsatz machte die kurzwährende Uneptschiedenheit und die leicht begreifliche Verwirrung der ersten Stunden wieder wett, in überströmender Hilfsbereitschaft gelang die Lösung des gewaltigen Problems: Hertransport der Evakuierten und ihre Unterbringung in den ungefährdeten Gegenden des Zentrums und des Nordens.

Und gingen auch Zehntausende, erdrückt von der Wucht der tragikbeschwerten Tage, an uns vorbei, und kamen sie auch in diesem oder jenem Hause drüben oder droben notdürftig, wie diese aufgeregte Zeit es nicht anders zuläßt, mit Eltern und Kindern unter, so ist unsere Aufgabe noch lange nicht erfüllt. Nein, wir stehen erst am Beginn. Trostlose haben wir ins Land geführt und aufgenommen. Nun sollen sie in fremder Umwelt, an fremden Herden heimisch werden. Hier muß sich das Luxemburgertum erproben, hier vor allem, wo die Selbstliebe zu erdrücken und die Bruderliebe aufzustacheln ist. Hier kann wohl eine staatliche Instanz ihre Richtlinien erlassen und ihre Kontrolle vornehmen, aber das Wesentliche ist und wird auch bleiben: das gute aufrichtende Wort, die stete tröstende Tat. Vielleicht ist eher als Geld und Brot für die Verlassenen in ihnen das Gefühl zu beschaffen: siehe, deine Heimat liegt nicht in einem Stücklein Erde drunten im Süden allein, nein, deine Heimat ist mit dir gekommen, deine Heimat ist hier, deine Heimat sind wir und alle im großen geschlossenen Kreis der Getroffenen und Mitfühlenden, der Bedrückten und Tröstenden. Deine Not ist meine Not, mein Brot sei dein Brot. Brüder und Schwestern sind wir, eingeworden im Brand des Unglücks. Noch gehört uns die Zukunft, denn wir haben gemeinsam das unerschütterliche Vertrauen! Es lebe in uns, es lebe mit uns Luxemburg, die Heimat!

Wir werden, so Gott will, in den kommenden Tagen die Gelegenheit haben, in diesem oder jenem Sinne hinzuweisen auf gewisse Gedanken, die von den einzelnen Gemeinden und den einzelnen Familien verwirklicht werden könnten, um die Entwurzelten einzubeziehen in den großen allgemeinen Arbeitsprozeß und sie einzugliedern in die Einheit der Schaffenden.

Denn eines müssen wir in den kommenden Wochen und Monaten: alle Kräfte einsetzen, arbeiten wie noch nie zuvor,

jedes Winklein Erde lebendig und fruchtbar machen, nichts brach liegen lassen, weder in uns noch außer uns. Was luxemburgisch ist, muß luxemburgische Früchte hervorbringen, immer und überall die edelsten.

Sicherheit und Fortbestand der Heimat sind um diesen Preis.

Haben wir nicht alle den einen und denselben Wunsch und Ausruf nun: Ja, wir wollen es!

Am 19. Mai 1940.

Wir können nicht behaupten, daß wir die Vorgänge der letzten Tage wie alle früheren mit der Kühle des Vergessens auslöschen dürfen, aber wir gewinnen doch, je weiter wir vorschreiten in die Zeit, Distanz zu den Ereignissen. So werden wir innerlich ruhiger und klarsichtiger für das, was sich da um uns abgespielt und aus einfachen Luxemburgern schlichte stille Helden gemacht hat. Kleine Züge werden uns bekannt und schärfen die Linien des Bildes, das die Kriegstage vor uns entworfen haben. Wir müßten neuerdings von den Evakuierten sprechen, die aus allen Teilen des Südens zwischen Rodingen und Schengen der Hauptstadt und dem Mittellande zufluteten; wir müßten die Szenen zu beschreiben versuchen, die sich dem betrachtenden Auge darbieten, als der endlose Zug der Vertriebenen auf allen möglichen und unmöglichen Fahrzeugen, wenn nicht gar gebeugten Rückens, die notwendigsten Habseligkeiten in die unbedrohten Gegenden hinüberretteten; wir müßten hier eine Frau, dort ein Kind und da einen Mann herausheben aus der namenlosen Masse der Wandernden und ihre seelische wie ihre körperliche Qual aufbrennen lassen in den heißesten Worten, die nur das größte Leid oder das stärkste Mitleid gebären kann; ja, wir müßten wieder stumm werden vor der Tragik vieler zerrissener Familien. Immer sind die Schicksale, die sich da erfüllten, gewaltiger als die Kräfte dessen, der sie zu gestalten trachtet, immer gewinnt die Ergriffenheit des Fühlenden, die mit dem Sprechenwollen ringt, den Kampf. Und das Tiefste und das Größte findet sich geheilt, indem es Stille wird und ganz nach innen spricht.

Aber derer sei doch gedacht, die mit ihren Wagen tagelang zwischen Zentrum und Süden hin- und herfuhr, um im Zeichen des Roten Kreuzes die Bedrohten aus der gefährlichen

Lage zu befreien. Es wurden uns in den vergangenen Stunden und Tagen wahre ^aBravourstücke einzelner Fahrer in allen Einzelheiten erzählt. Während die Granaten um sie barsten und die Splitter die Fahrzeuge umflogen, zauderten sie nicht, sich durch die Feuerlinie zu begeben, um zu den Ein- und Abgeschlossenen vorzudringen. Viele Wagen trugen deutliche Spuren des Einschlages, manche mußten gar auf der Strecke bleiben, aber das Ziel wurde von keinem vergessen. Dieser tätige Geist ist es, der das Luxembürgertum rettet, wenn er in jedem Luxemburger mit der gleichen Wucht sich äußert.

Ich habe wiederholt die Zentren aufgesucht, in denen die Evakuierten zusammenkamen: Cerclegebäude, Volkshaus, Kaserne und Stadion, und mich mit eigenen Augen von der Arbeitswilligkeit und Zuvorkommenheit des freiwilligen Helferpersonals überzeugen können. Die Irrungen, Schwankungen und Wirungen der Ersttage waren vorbei. Alles lief glatt in den vorgezeichneten Bahnen. Dem schwächer fließenden Strom der Verpflanzten wurden die Wartestunden stärkstens verkürzt, die Feldküchen arbeiteten ohne Unterlaß und sehr zufriedenstellend; über allen Häusern, in allen Menschenwogen, durch alle Stunden leuchteten das Rote Kreuz und die katholischen Caritasorganisationen als erlösende Zeichen. Die bis zum Zerreißen gespannte Erregung schien endgültig auf den untersten Grad des Erträglichen gemildert. Wohl kam es noch an manchen Stellen zu Ausbrüchen und Auseinandersetzungen zwischen allzustrengen Ordnungsleitern und vollkommen entnervten Evakuierten, deren Verfassung nicht von jedermann verstanden wurde, aber die ausgleichenden Faktoren trugen immer doch rasch den Sieg davon. Wo einmal die Nerven versagten, versagten doch niemals die verstehende Liebe und die Güte des Herzens.

Zu hoffen ist, daß es in allen Lagen und in jedem Teile des Landes so bleiben wird. Viele Tausende leben nun in einer neuen, fremden Umwelt. Viele tausend andere Menschen haben über Nacht ihr gewohntes Leben umstellen müssen. Es werden in den ersten Wochen die Gegensätze zwischen Aufnehmenden und Aufgenommenen sich manifestieren wollen. Schon werden uns Fälle gemeldet, die auf dieser oder jener Seite — glücklicherweise äußerst selten — ein vollständiges Unverständnis

für die neugeschaffene Lage verraten. Einen wollen wir anführen: in einem Hause droben an der Scheide zwischen Gutland und Ösling gab die Hausfrau vor Abend bekannt, sie würde als Essen Eierspeisen vorbereiten. Es meldeten sich, von achtzehn Gästen, daraufhin die Evakuierten mit dem protestartig vorgebrachten Einwand, sie liebten Eierspeisen nicht. So wurde der gute Wille einer wohlwollenden Frau mit einem Male zunichte gemacht. Ist es nicht so, daß der Erste wie der Letzte sich einordnen muß in die Neuheit und Besonderheit der Verhältnisse? Haben wir nicht zu Recht als einzige Lösungsmöglichkeit das Vertrauen, die Fügung und die Liebe hingestellt? Können aber diese Faktoren an einem Orte spielen, wo unzulängliche Forderungen im Namen einer falschverstandenen und einseitig gerichteten Menschlichkeit erhoben werden? Auf keinen Fall, und deshalb möchten wir gleich zu Beginn auf diese unduldbaren Übergriffe aufmerksam machen, um in die Mitte des umgebauten Zusammenlebens, der neuzufindenden Harmonie die wahre, also christlich gesehene Caritas zu stellen. Und die legt sogar dem Empfangenden gewisse Pflichten auf. Wir wollen es in diesen Notzeiten weniger als je vergessen.

Das Schlußwort sei diesmal eine Aufforderung zur Ruhe und Besonnenheit. Wir möchten in erster Linie den Gerüchtemachern auf den Pelz rücken, die genau die Intentionen dieser oder jener Staatsmänner, die Truppenbewegungen der Amerikaner und die Pläne der Marsbewohner kennen wollen. In alles sind sie eingeweiht, nur nicht in den Ernst des Augenblicks. Alles haben sie vernommen, nur nicht das Gebot der Stunde.

Wir wollen es ihnen ins Gedächtnis rufen; es lautet einfach: Ruhe, Vorsicht, Besonnenheit, Schweigen, Einsatz im Dienste der Heimat, Hilfeleistung aus voll mitfühlendem Herzen!

Am 20. Mai 1940.

Schon zeigen alle Lebensäußerungen den deutlich wahrnehmbaren Hang, sich irgendwie zu normalisieren und in neuem Bett den altgewohnten Lauf zu nehmen. So kommen wir allgemach aus Aufgeregtheit und Erregung in die Ruhe hinüber. Wenn der Gang der inneren Dinge mit dem Drang der äußeren den gleichen Schritt hält, wird uns bald die Hand wieder sicher für die Arbeit und das Herz aufs neue mit der frohen Kraft

geschwellt, die allein das große Schaffen um eines höheren Zieles willen bewirken kann.

Wir haben dieses höhere Ziel nun klar vor Augen; wir wollen ungetrübten und nicht zu trübenden Blickes gemeinsam es verfolgen und in seinem Namen noch brüderlicher zusammenwachsen als in der Vergangenheit. Es gibt ja nichts, das fester kettet als die gleiche Not und dieselbe Gefahr, die über die Stufen des Leides und der Läuterung uns emporführen in die Eins- und Einigwerdung des Volkes.

Die Ereignisse der ersten Tage haben, durch die zeitweilige Unterbrechung der Verbindungen jeder Art, den äußeren Kontakt von Mensch zu Mensch, von Ortschaft zu Ortschaft abgestellt. So kam es zu einem Zustand der Zusammenhanglosigkeit und des Auseinandergleitens. Diese Sprunghaftigkeit im Übergang vom Alten zum Neuen will nun langsam verebben. Immer fester erkämpfen sich die Tage ein beruhigteres Gleichmaß im Ablauf der verschiedenen Geschehen. Allmählich finden wir, trotz des ungewohnten Lebens vor und neben uns, den Rhythmus des Heimatlichen wieder. Wir werden neuerdings wir selber. Das luxemburgische Besserhoffen überwindet die Bedrücktheit und Niedergeschlagenheit des Augenblicks. Wir stehen und wollen weiterschaffen: einer für alle, alle für das Eine!

Aus den Andeutungen der Verwaltungen und Behörden lassen sich Wunsch und Wille herauslesen, möglichst bald den Verkehr in all seinen Abzweigungen wieder aufzunehmen. Die Zeitungen setzen ihr Erscheinen fort, die Post hat sich den Verhältnissen angepaßt und einen Notdienst eingerichtet, der sich stetig bessert, schon ist den Behörden die Benutzung des Fernsprechers im Inlande freigegeben worden, und die Eisenbahnverwaltung prüft die Möglichkeiten für die Wiederaufnahme regelmäßiger Verbindungen auf bestimmten Strecken. So empfängt das Land von außenher das Vollgefühl der Gemeinschaft. Die Auslösung des Gemeinschaftsgeistes, der tätig werden muß, kann nur von innenher geschehen. In ihm und seiner Entfaltung ist alles beschlossen. Wo er ungehalten wirkt, kommt jede Schwierigkeit zur Lösung. Ichsucht und Hartköpfigkeit fallen, wo er auftritt. Das Volk ist gerettet, wenn er nicht Phrase bleibt, sondern in die Wirklichkeit tritt.

Unsere erste Aufgabe ist damit vorgezeichnet: gemeinschaftlich denken, gemeinschaftlich handeln, immer im Hinblick auf das Volkstum und seine Erhaltung!

In diesen Worten, die eine kurze Ausdeutung unserer ersten und letzten Pflichten sind, ist sowohl unsere Einstellung zur neugeschaffenen Lage als auch das Verhältnis unserer Bevölkerung zur deutschen Militärverwaltung angegeben. Es zählt jetzt nicht der Einzelne und seine früher vielgeliebte Bequemlichkeit, es zählt nur noch das Ganze. Um dieser Ganzheit des Volkes willen muß jeder Ichsüchtige sich ein- und unterordnen. Wer aus irgendwelchen dunklen Gründen Reibungen zwischen Eingesessenen und Heeresmitgliedern hervorruft, gefährdet viel mehr als sich allein, denn er setzt die Ruhe und die Sicherheit des Landes aufs Spiel. Der illoyale Akt einer einzigen Person kann das Luxemburgertum bedrohen. Jeder trägt, im kleinsten Worte schon, die ungeheuerlichste Verantwortung. Das darf in diesen Stunden von keinem vergessen werden.

Mit der Erkenntnis dieser Wahrheit sei der Weg ins Morgen besritten. Mut und Vertrauen mögen uns begleiten. Eines Sinnes wollen wir an der angemessenen Neuordnung der Heimat bauen und keinen Augenblick an der Vollendung des Werkes zweifeln oder gar verzweifelnd stehen vor der scheinbaren Ausweglosigkeit des Beginns.

Es ist in den vergangenen Jahren an dieser Stelle oftmals die Meinung vertreten worden: wir leben in einer harten Zeit und werden eisern im Sein und stählern im Willen geschlagen von der über uns stehenden göttlichen Macht. Nun wird auch der Ungläubige überzeugt sein und sich umstellen müssen wie der Glaubende und Klarsichtige. Fest und entschlossen kommen wir so zusammen, vorbereitet auf jedes Leid, durchglüht von der Liebe zum Letzten, das wir Volk und Heimat nennen.

Die Erringung des Zieles wird, — wer wird noch daran zweifeln können? — viele Opfer, geistiger und leiblicher Natur, verlangen. An den übergeordneten Stellen ist es, die Lasten gleichmäßig zu verteilen. Diesem Zwecke dienen die Bestimmungen der Regierung und der Verwaltungen, aber die Verordnungen sind immer nur Hilfsmittel und Richtlinien.

Wesentlicher und wirksamer ist die innere Haltung der Heimatmenschen. Sie entscheidet, vor allem jetzt, wo die Dinge sich langsamer ordnen und ins Unbekannte hinausführen.

Verlangt werden wahre Volksgenossen mit starker Haltung, die auch zu den Opfern Ja sagen.

Wer die Heimat bejaht, muß auch die Opfer bejahen. Daran kommt nun keiner vorbei.

Am 21. Mai 1940.

Die Reibungen zwischen Evakuierten und Alteingesessenen, die wir vorausgesehen und vorausgesagt hatten, setzen in allen Gegenden des Landes ein. Wir werden wahrscheinlich genötigt sein, in den kommenden Wochen uns des öfters mit bestimmten Differenzen, ihren Ursachen und Folgen zu beschäftigen. Es widerstrebt unserm luxemburgischen Empfinden, das irgendwie in Form einer Anklage oder Brandmarkung zu tun und die Schuldigen hinstellen als herz- und seelenlose Menschen, die eine Not der Allgemeinheit für ihre egoistischen Zwecke ausbeuten möchten. Wir glauben an die luxemburgische Gesinnung unserer Volksgenossen, wir glauben an die Solidarität der Einheimischen und wollen deshalb die Übergriffe und unhaltbaren Zustände, die sich in den ersten Tagen hier und dort manifestieren, als Zeichen der allgemeinen Erregung und der Schwankung vor der endgültigen Einordnung hinnehmen. Siegen muß doch schließlich die Liebe und die Menschlichkeit.

Freilich darf uns nicht das Recht genommen werden, an einigen Beispielen jene Richtlinien aufzustellen, die den Beruhigungsprozeß beschleunigen könnten. Je rascher wir hinüberkommen in die Harmonie des Zusammenlebens, umso eher ist der Bestand der Heimat gesichert. Aus diesem Grunde wenden wir unsere Aufmerksamkeit gewissen Sonderfällen zu, deren sofortige Regelung sich aufdrängt, wenn nicht die latente Spannung zwischen Hausbesitzern und Zugewanderten eines Tages zu einem bedauernswerten Ausbruch gelangen soll.

Es ist gewiß nicht so, daß die Evakuierten in den neuen Haushalten tatenlos in die Zukunft hineinleben dürfen. In anderer Umwelt erwächst ihnen ein neuer Pflichtenkreis. Sie müssen heraustreten aus der Passivität, aktiv werden wie zuvor, damit das bedrohliche Aussehen im Alltagsprozeß möglichst

rasch überwunden werde. Tausend Möglichkeiten sind heute dem Dienstwilligen geboten, der sich, einerlei an welcher Stelle, nutzbar machen möchte. Müßte es nicht, schon dem Gebot der Höflichkeit entsprechend, für jeden Aufgenommenen eine Selbstverständlichkeit sein, aus allen Kräften und mit allen Mitteln eine Entlastung der Aufnehmerfamilie herbeizuführen? Wie rasch und leicht ist jetzt auf beiden Seiten das Entgegenkommen in die Sphäre der Freundschaftlichkeit und Liebe hinaufzuheben! Ich kann mir nicht denken, daß in einer Familie etwa zehn Flüchtlinge Aufnahme gefunden haben, die nun vom Morgen bis zum Abend die Hände in den Schoß legen, vielleicht die Mahlzeiten mit den Gastgebern einnehmen und sich im übrigen über jede Forderung des elementaren Anstandes glatt hinwegsetzen. Ich kann es mir nicht vorstellen, und doch scheint es diese Menschen zu geben, da ein Freund mir frisch aus dem Erleben einen solchen Fall unterbreitet hat: unter den Aufgenommenen gibt es etliche Frauen, die keinen Sinn haben für den Einsatz im neuen und vermehrten Haushalt, die das Gute einfach hinnehmen und die angepaßte Entgegnung durch die Tat vergessen. Wie tröstlich und erhebend wirkt dagegen das Beispiel einer leidbeladenen Mutter, die dort, wo sie Schutz und Unterkunft gefunden hat, sich der schwersten Arbeiten mit Freude annimmt, um auf diese Weise die Dankesstimmung ihres Herzens zu bekunden! In ihr sehen wir die luxemburgische Art am trefflichsten verkörpert; sie steht im krassesten Gegensatz zur Aufführung jenes Mannes aus dem Süden, der im Roten-Kreuz-Asyl den freiwilligen Helferinnen eine Szene machte, weil der Koffeingehalt seines Morgentrankes nicht so hochgradig war wie jener des früheren Lebens.



Mit diesen Feststellungen soll kein Verdammungsurteil über die erwähnten Menschen ausgesprochen sein. Wir dürfen nicht die erschütternden Umstände vergessen, unter denen aber-tausend Leute den Gefahrenzonen entrissen wurden, um als entnervte Wesen in provisorischen Wohnungen untergebracht zu werden. Hier können nur Zeit und Güte helfen. So stark

der Strom der Flüchtigen auch sein mag, niemals rechtfertigt sein äußeres oder inneres Überborden harte Behandlung dieses oder jenes Leiters in den Hilfslagern. Nachsicht und Zuspruch erreichen mehr als Schrei und Befehl. Die da kommen, um aufgenommen zu werden, sind keine Entrechteten, sondern unsere Brüder und Schwestern im Namen der Heimat und im Namen unserer katholischen Weltanschauung. Als solche seien sie begrüßt und untergebracht.

Wohl, es kann nicht leicht sein, in kleinen Ortschaften die Bewohner von Städten hausgerecht zu logieren und zu verpflegen, vor allem in den ersten Stunden nach dem Ansturm. Aber in bestimmten Gegenden läßt sich noch viel für eine menschenwürdige Unterkunft tun. Stellen wir unsere Häuser um, verzichten wir auf Bequemlichkeit, belegen wir Stuben und Böden mit Evakuierten, und die Dinge werden sich bessern von Tag zu Tag! Unsere Bauern sind seit jeher im wirklichen Sinne die Nährväter des Landes gewesen; nun müssen sie es auch im übertragenen Sinne sein. Sie sind unsere Kraft und auch unsere Hoffnung. Wir bauen auf sie.

Weil wir sie und ihre Herzen kennen, glauben wir nicht, was uns aus mehreren Zentren als Wahrheit hinterbracht wird: sie würden in unvorstellbarer Weise in den Ortschaften mit Zugewanderten die Butterpreise in die Höhe treiben, sodaß der Erstehrer 20 Franken und mehr pro Pfund bezahlen müsse. Das ist zu horrend, als daß wir es unbesehen hinnehmen könnten. Frecher und herzloser ließe sich die Selbstsucht nicht offenbaren. Keine Handlung könnte unluxemburgischer sein als diese. Nein, unsere Heimatbauern, die vom echten Öslinger Schrot und Korn, bringen solche Überforderungen nicht zu Wort. Eher verschenken sie ihre Waren, als daß sie die Mittellosen bewucherten. Das Herz ist ihnen näher als die Börse.

Wer aber die Börse bevorzugt, hat die Gemeinschaft der Bauern, so wie sie in unserer Achtung steht, verlassen. Wenn die Bauernschaft auf die Reinerhaltung ihres Ehrennamens hält, muß sie sich zu schützen wissen vor den spekulierenden Gesellen, die nicht einmal in Notzeiten völkisch zu denken und gemeinschaftlich zu fühlen vermögen. Ehre und Achtung stadther und dorfwärts bilden ein fruchtbares Erdreich, aus dem unsere

Bauern nicht die schlechtesten Ernten ziehen. Wir wissen, daß sie es mit derselben Liebe wie ihre Äcker umgeben. Diese Liebe wird die Rettung bringen und alle Mißstände ausmerzen.

Die Aufgenommenen mögen sich dieser Einstellung dankbar erweisen. Unser Land braucht viele tausend Hände. Viele tausend Hände könnten sich nun regen und Früchte aus den Schollen treiben. Kräfte des Südens, die jahre- und jahrzehntelang den Reichtum unter der Erde ausgehoben haben, betreuen nun das wachsende, werdende Gold des Kornes über Erde! Welch herrlicher Sinn liegt in dieser Umstellung! Welche Beruhigung für die Heimat und welche Aussicht für die Zukunft, wenn auch die Zugewanderten mit Liebe zu werken beginnen!

Setzen wir uns ein an allen Punkten, so werden wir das Größte schaffen!

Am 22. Mai 1940.

Ich habe gestern bei einem kurzen Rundgang durch die Stadt die interessantesten Erfahrungen sammeln können, die in Friedenszeiten als kleine Beiträge zur Massenpsychologie höchst willkommen wären. Es ist eigentümlich, wie ungeheuer weit der Mensch sich hinauszuschwingen vermag, wenn von außenher die Kreise des gewohnten Lebens gestört werden. Immer stürzt er zuerst dem Extremen zu, verharrt eine Weile am äußersten Ende und kommt dann in immer hastigerem Pendelgang in der goldenen Mitte zu Stillstand und Beruhigung.

Wir stehen sichtbar in der zweiten Phase. Fallend aus der Friedlichkeit des unbetroffenen Fortdämmerns zwischen den Fronten, durchmaß die Bevölkerung in gewaltigem Ausschwing den Raum des Schrecks und der Erregtheit und ruht nun, ehe das Eigengewicht den Rückfall herbeiführt, in einer Sphäre und Atmosphäre der Unsicherheit aus. Das Verweilen kann nur von kürzester Dauer sein, aber es bietet doch, scheint es, einer unbegründbaren Angst die Zeit, sich rasch und allumfassend, alles erfassend auszudehnen: der Angst vor leeren Spinden, fleischlosen Töpfen und unbeseideten Damenfüßen.

Ihren äußeren Ausdruck findet diese Angst in einer wähernden Ruhlosigkeit der Hausfrauen, die morgens um acht und nachmittags um fünf Uhr von einem sonderbaren Fieber, dem

sogenannten Einkaufsfieber, befallen werden und in diesem symptomatischen Zustand ihre Flucht zu den Geschäften nehmen. So kommt es zu jenen großen Belagerungen der Verkaufsstellen, die zur gesetzlichen Eröffnungszeit mit leeren Körben und gefüllten Börsen so lange erstürmt werden, bis sich das Verhältnis zwischen Warenträger und Geldtasche glücklich umgekehrt hat und sämtliche Siegerinnenmienen durch diese Tat vollkommen gerechtfertigt erscheinen.

Fesselnder als dieser Vorgang an sich ist die Mannigfaltigkeit in der Zusammenballung der Wartenden in den Straßen und auf den Gehsteigen. Ich habe mir heimlich, trotz des Ernstes unserer Zeit, das Vergnügen gestattet, die Reaktionsweise der Angestauten auf gewisse Umstände und unvorhergesehene Ereignisse zu verfolgen. Auffallend ist, daß die Käuferinnen nicht etwa Schlange stehen, obschon ihr Zusammenrotten von Amts wegen wie im Sprachgebrauch diesen Namen trägt, sondern insgesamt die Treppen und Türen belagern und sich bereithalten, gleichzeitig ins Innere der Häuser einzuströmen. In merkwürdiger Erträglichkeit lassen sie sich fortschieben auf den engsten Stehraum; ihr Ärger flammt nur auf, wenn irgendeine Nachzüglerin sich dem Eingang näherkämpfen möchte. Jede einzelne wahrhaft ängstlich den Vorteil ihres Standortes: je rascher man eintreten darf, umso rascher ist das Heil eines „Ich“ gesichert! Je näher man den Waren kommt, umso mehr besteht die Gewähr, daß man sich bald und gründlich die Nächste sein kann.

Die Tore springen auf, hinwegt mit Schwall und Brausen der entfesselte Strom. Gut Kauf! Gut Kauf! Ja, die Damen möchten schon, aber die Verkäufer und die übergeordneten Stellen handeln nicht immer nach ihren Wünschen. Hier ruft in einem Konsumgeschäft eine Inschrift: Wir verkaufen nur an Mitglieder. Dort rät der kaufmännische Landesverband: Die Kaufleute sind gebeten, Waren nur an ihre Kunden abzugeben. Und überall haben die behördlichen Bestimmungen Geltung: Nur Mengen in Höhe des täglichen Bedarfes veräußern!

Ich trage die stummen Rufe mit fort und stelle an die Geschäftsinhaber, die nur an Mitglieder und Kunden verkaufen, die Frage: Sollen denn die Evakuierten, die der Übel schlimmstes erfahren haben, nun ausgeschlossen sein aus der

'Gemeinschaft der Käufer? Wo sollen sie Lebensmittel und Kleidungsgegenstände erstehen, wenn ihnen die Zugänge zu den hauptstädtischen Quellen verschlossen sind? Trefft ihr nicht so, da ihr einigen Spekulanten das Handwerk legen wolltet, die Unschuldigen mit der vollen Wucht einer wohl unbeabsichtigten, aber desto härter drückenden Ungerechtigkeit? Gibt es keinen besseren Ausweg als diese einseitige Sperre und dauernde Bevorzugung derer, die vom Schicksal weniger schmerzlich geschlagen wurden?

Ich erwarte keine Antwort auf diese Fragen, es sei denn die treffendste durch die Tat. Da ich diesen Fragen und Gedanken hingegeben bin und im Fortschreiten die möglichen Auswirkungen der nicht voll ausgereiften Ratschläge überlege, stoße ich in der Freiheitsavenue auf eine andere Ansammlung. Männer sind es diesmal, nicht in fest gedrängten Massen auf einen schmalen Raum beschränkt, sondern in Gruppen über den Arbedvorplatz verstreut. Welch ein Gegensatz zu den Frauenaufläufen an den Geschäftseingängen! Hier hat die Sorge um die Zukunft ein anderes Gewicht. Denn diesen Menschen haben die Ereignisse des Krieges nicht nur die Heime, sondern auch die Verdienstmöglichkeiten geraubt. Ihre Schätze haben sie nicht in Börsen zusammentragen können, ihre Schätze ruhen in ihren Fäusten. Wenn sie nicht arbeiten dürfen, sind sie arm. Erst im Schaffen, erst durch die Hingabe ihrer Kräfte erwerben sie das tägliche Brot. Wer ermißt ihre seelische Not, die bestimmt die leibliche übersteigt? Gibt es ein gewaltigeres Leid für sie als das Wissen oder das Gefühl, den Arbeitswillen nicht einsetzen zu können und an der Unruhe und Unsicherheit allmählich zugrunde zu gehen?



Ist nicht schon die Aussicht auf eine Arbeitsmöglichkeit für sie eine Art Erlösung?

Es dringen Gerüchte durch, die von der demnächstigen Wiederaufnahme der Industriearbeit in einem Teil des Südens wissen wollen. Wir möchten diese Gerüchte, trotz der Anwerbung von Arbeitern, noch nicht als Wahrheit hinstellen. Aber

wir wünschen, im Interesse der Arbeitslosen, eine baldige Lösung. Die Zustände werden sich zum Besseren wenden, wenn die Männer, die zur Untätigkeit verdammt sind, wieder ihre Hände regen dürfen. Den Segen der Arbeit fühlen wir niemals besser als in den großen Notzeiten. Es gab ein Kindermärchen, das uns von der Wandlung fauler Menschen zu Fleiß und Schaffenslust erzählte. Nach vielen Abenteuern seltsamster Art baten sie um nichts anderes als um Arbeit.

War es eigentlich ein Märchen? Nein, es war eine Tatsache, gekleidet in eine kindertümliche Erzählform. Wir erkennen die Wahrheit der Geschichte an den Verhältnissen der Zeit und wollen, um der Heimat, des Volkes und des inneren Friedens willen, dieselben Worte hinausrufen wie die Kleinen im Märchen:

Wir bitten um Arbeit! Denn sie erlöst.

Am 23. Mai 1940.

Tagelang und nächtelang ziehen die Wagenkolonnen über die Straßen, die nach Belgien laufen. Tagelang und nächtelang fahren die Autowagen ihren Weg zwischen Front und Hinterland, bald in westlicher, bald in östlicher Richtung, immer besessen von einem unzertrümmerbaren Drang, im Sturm die Ferne zu erobern. Alles Hörbare ist Motorenrausch geworden; die Himmel sind von Fliegern endlos erschüttert, das Zittern und Dröhnen teilt sich dem Steinernen mit, selbst die Häuser und Mauern sind kriegsdurchschauert; die Versonnenheit der Horizonte ist erschlagen vom Donner der Kanonen, und wenn einmal die Stille sich ins Wahrnehmbare herauswagt, dann darf sie nichts mehr sein als das dumpfe Nachschwingen des verbrauchten Lärms und nichts weniger als die furchtsame Vorahnung des kommenden Getöses. Die Welt ist außer sich, deshalb kann sie nicht mehr in sich, das heißt den Weg des Schweigens gehen. Ruhe des Raums! Großmächtige Sprache der Tonlosigkeit im All! Heimliches Klingen der Sphären! Ach, das alles ist hin! Dichter haben es gekannt und an die Wirklichkeit solcher Zustände geglaubt. Aber alles ist nur Traum gewesen und Dichtung geworden. Die Wahrheit sieht nun anders aus. Das Seiende drängt zu Wucht und Aufschrei, das Geformte will sich selbst zertrümmern, der Hang zur Besinnlichkeit kehrt sich ins Gegenteil, und eine eiserne Zeit will eisern reden. Die

neue Sachlichkeit war stärker als die Neuromantik. So sterben die Gefühle.

Aber es bleibt doch immer der Wunsch, das Nüchterne mit Glanz zu umkleiden. Jede neue Jugend sieht die kältesten Dinge in Schönheit hinaufgehoben und bereichert sie durch die Weiten eines Sinns, der seine romantische Herkunft niemals leugnen kann. Ich habe die Tatsache feststellen müssen, als ich in diesen Tagen die Buben bei ihren Spielen beobachtete und sah, wie sie mit einer gewissen Begeisterung sich soldatisch gaben und stundenlang an den Ruh- und Sammelstellen ausharrten. Ja, wir verstehen die Spannungen der Knabenherzen, da wir vor einem Vierteljahrhundert als Hosenmätze mit geschwellten Seelen die gleichen Wege gegangen sind.

Da sehe ich mich wieder, da wellt die Zeit zurück. August 1914. Ein makelloser Sonnentag. Ein Bube rast in gefährlichen Sprüngen einen Feldhang hinunter und jagt dem Heimatdorfe zu. Da lenkt er aus dem Nebenweg in die Hauptstraße ein, will seiner Hast einen weniger beschwingten Rhythmus geben und prallt erschrocken zurück. Schwarze Reiter tauchen vor ihm auf. Hoch ragen ihre Lanzenspitzen über die Pferdeköpfe empor. Ein Meer von Soldaten scheint, überbordend an allen Enden, die ganze Welt zu überschwemmen. Die Furcht peitscht mächtiger als die Ausgelassenheit. Unglaublich rasch saust nun der Junge seinem Vaterhause zu.

Der Junge war ich. Drei Stunden bannte mich die Furcht in die Stube. Dann siegte die Neugierde und trieb mich an den Straßenrain. Abends, als die Soldaten in Obstwiesen und Pferchen ihre Lager aufgeschlagen hatten und aus mächtigen Feldküchen ihre Speisen empfangen, war ich Gast und Kamerad zugleich. Das Kriegsleben war doch herrlich, fand ich, und etliche Wochen lang war meine Manneszukunft nichts anderes als ein Traum von Reiterkünsten und Kriegertaten.

Dieser Traum ist nicht gestorben. In jedem echten Jungen lebt er fort. Die Gegenwart beweist es mir mit jedem Tag, mit jedem neuen Truppenteil, der vor den Wiesen gegenüber meinem Arbeitsfenster lagert. Kaum haben die Pferde ihre Wagen- und Kanonenlasten in den mächtigen Kreis einer angedeuteten Wagenburg gezogen, so sind die Knaben des Dorfes, wie zudringliche Spatzen, schon den Wehrmännern auf

den Pelz gerückt. Alles tun sie für ein bißchen Aufklärung. Hier rennen sie mit den Feldflaschen zu den nächsten Wasserhähnen, dort striegeln sie die müden Pferde ab, und drüben legen sie mit Hand an das Sattelgepäck. Ihre Beflissenheit findet die beseligende Belohnung in einem Stücklein Kommißbrot oder einem Täblein Brühe aus der Feldküche. Vor Gewehren und Revolvern, Flakgeschützen und Kanonen aber geht ihnen eine neue Welt auf. Das Kriegerische zieht sie an, die blutigen Folgen der Aufmärsche treten ihnen kaum in den Sinn. Wie ungeheuer ist doch der Abgrund zwischen Jugend und Erwachsenenwelt. Jene lebt allein dem Schein des Heute, diese denkt sich nur in die möglichen Schrecken des Morgen hinein. Optimismus und Pessimismus in ihren besten Exponenten!

Es soll mir keiner die Jugend schelten, wenn sie Unbekümmertheit bekundet. Tausenden wäre wohler ums Herz, wenn sie glauben könnten wie die Kleinen und über den Ereignissen der Gegenwart die Wahrscheinlichkeitsberechnungen für die undurchdringliche Zukunft vergessen würden. Nur soviel und solange, daß sie beruhigt und innerlich ausgeglichen zur Arbeit kämen und in den Tagen schafften, als wäre das ungestörte Getriebe der Welt in ihrer Hand.

Auch die wuchtigsten Kriege müssen gesehen werden *sub specie aeternitatis*. So gewinnen selbst sie nur die Ausmaße eines Kurzgewitters in der Sommerzeit.

Es hebt und hält uns zum großen Teil die Heiterkeit der Jungen und Mädels, deren Kinderhaftigkeit in Tun und Auffassung unsere dunkelsten Tage mit Licht und Leuchten durchwirkt. Nicht die Dinge zu sehen, sondern an der Dinge Schatten sich verlieren, ist das Privilegium der Erwachsenen. Reißt man die Kleinen und Unbesorgten nicht aus ihrer Sonderwelt der Helle, um sie an das Dunkel zu gewöhnen!

Unter tausend Aufgaben bleibt ihnen die höchste und heiligste vorbehalten: nach der Nacht des Krieges wieder Licht zu tragen in unser heimatliches Sein und die Menschen zu erfüllen mit jener unbesiegbaren Lust des Lebens und Werkens, die über alle Trümmer das Neue und das Stärkere baut.

ERSTES ZWISCHENSPIEL

Der Kampf um den folgenden Aufsatz begann bereits in der Redaktion der Zeitung selber. Mgr. Origer hatte ihn überprüft und herausfordernd gefunden, zensuriert und unter den Tisch fallen lassen. Meine Argumentation: wir müßten alles versuchen, um immer wieder das Luxemburgertum zu betonen, die Grenzen des Möglichen durch immer neue, stets erneuerte Abtastversuche festzustellen und von der deutschen Seite eine offizielle Stellungnahme heraus zu fordern, hatte er nicht gelten lassen wollen. Mir aber war ganz besonders um die Meinung der Zensur gelegen und ich hatte den Aufsatz nachträglich dem Sonderführer vorgelegt, der ihn natürlich prompt und mit dem notwendigen, telefonisch weitergegebenen Kommentar abgelehnt hatte.

Am 24. Mai 1940.

Auch in unserer Mitte steht der Tod und schweigt. Das macht ihn so furchtbar für die Friedlichen, die ihm nicht den Weg zur breiten Heeresstraße geebnet haben, daß er nicht mit Schrei und Toben seine Opfer überkommt, sondern stumm die Hand erhebt und wieder fallen läßt. Wir sehen ihn nicht und hören ihn nicht, aber er ist da und wirkt. Hier duckt er sich hinter das Bersten einer Granate, dort lauert er im Aufjaulen einer Mine, da stürzt er mit einer verirrten Bombe und zeichnet unerschüttert in der wuchtigsten Erschütterung jene, die er liebt. Seine Gewalt wirkt am Rande wie in der Mitte des großen Erntefeldes, das die Menschheit ihm angeboten hat; es wechselt vom Zentrum bis zur Peripherie nur die Zahl: den Tausenden stehen Einzelne gegenüber, aber die Einzelnen sind Teile unseres eigenen Lebens. Wir kennen sie und lieben sie, das gibt unserm Leid seine Größe und unserer Trauer das Gewicht. Die Massen der Gefallenen können uns bis zur Unerträglichkeit bedrücken; der Heimatmensch, der mit abertausend Unbekannten das gleiche Schicksal teilt, bringt unsere Herzen aus jeder Versteinerung in Wallung. Das Furchtbare ist nicht ein Geschehen fern von uns und außer uns, nein, wir sind, durch unsere Toten, eingegliedert in das Ganze, das die Welt mit Blut trinkt, um ihr die Nahrung zu neuem Werden zu geben.

Noch kennen wir nicht die Zahl der Unglücklichen, die dem Kriege den höchsten Blutpreis zahlen mußten. In einigen Zeitungen des Landes tauchen dann und wann die Namen geringer Opfer auf, aber die Gesamtheit der Getöteten wurde noch nicht erfaßt. Was will es besagen, wenn wir hören, daß Differdingen etwa zwanzig, Petingen fünf, Esch dreißig oder Remich sieben Gefallene zählt? Bis heute war es nur durch Andeutungen und Mutmaßungen möglich, das Unglück des Südens teilweise in Ziffern zu fassen. Es fehlen die Angaben über sämtliche Ortschaften zwischen Schengen-Remerschen und Rodingen-Petingen, es fehlt die Kontrolle nach dem Abzug der Einwohner über das Schicksal der Zurückgebliebenen und Vergessenen. Hier können wir nur ahnungsweise den vollen Umfang des Verderbens ermessen, das über Nacht die Heimatdörfer und -städte überrascht hat. Hier müssen wir uns stumm und innerlich ergriffen verneigen vor der Tragik unserer Zeit.

Vielleicht könnten wir Leid und Mitleid noch bezwingen, wenn der grausame Tod nur die Gereiften treffen wollte, die irgendwie im Leben schuldig geworden sind und also das Schicksal hinnehmen als den letzten großen Akt der Sühne. Aber auch die Kinder werden dem Lichte entrissen, das ihnen im rosigen Schimmer aufzugehen versprach. Unser Fühlen kann es nicht ertragen, und unser Denken will es kaum begreifen. Weshalb diese Sinnlosigkeit der Schläge? Gibt es kein Erbarmen vor der unbegreiflichen Unschuld eines Kinderblickes?

Der Tod ist stumm, der Tod ist taub. Er hebt die Hand und läßt sie wieder fallen. Sie treffe, was sie treffen mag!

Nachher kommt die Zeitung und berichtet nüchtern:

„Am 11. Mai wurden in Differdingen drei Mitglieder der Familie Vetteoretti, Vater, Mutter und Kind, durch einen Einschlag in eine Holzbaracke getötet. Feuerwehrleute begruben sie.“

Oder:

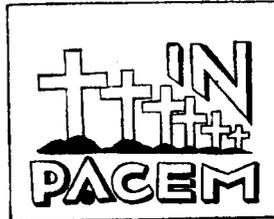
„Der achtjährige Sohn von Pierre Meyer aus Oberkorn wurde durch Splitter am Kopfe verletzt. Ein Polizist aus Düdelingen und ein deutscher Wehrmann brachten den Schwerverwundeten im Auto weg. Der Junge starb unterwegs im Hause des Pfarrers von Bettingen und wurde im Dorf an der Meß begraben.“

Oder:

„Vier Kinder eines Arbeiters aus Esch-Alzette wurden vermißt. Auf Grund von verschiedenen Aussagen nahm man an, daß sie den Tod gefunden hätten. Später erfuhr man, daß nur eines getötet worden ist, während die drei andern noch als vermißt zu betrachten sind.“

Unser Herz aber redet eine andere Sprache. Es kann nicht kühl bleiben wie die Hand, die schreibt. Aus Not und Trauer wirft es seine Worte aus: Vater, habe Erbarmen mit den Kleinen! Verschone die Kinder um ihrer Unschuld willen!

Unsere Seele sieht, was unser Auge nicht erblicken konnte: blutende Kinderleiber, brechende Kinderaugen, aus denen, noch im allerletzten Verflackern, eine ungeheure Anklage zu uns,



zu allen herüberbrennt. Oder ist es die gewaltige Kluft zwischen dem Schicksal eines Sterbenden und der Unverständlichkeit des Geschehens, die uns urgewaltig packt und in allen Winkeln unseres Seins die Trauer aufscheucht? Wir wissen es nicht, wir wollen nicht an diesen Fragen hängen, sondern unser Ich den großen Empfindungen erschließen, die den Toten ein warmes Gebet und den Überlebenden ein inniges Trostwort schenken.

Dunkel aber fühlen wir durch Trauer und Qual, daß das Blut der Heimatmenschen, das in unsere Heimateerde eingeflossen ist, nicht vergebens in die Tiefe drang. Es ging ja nicht nur in die Schollen, sondern auch, in übertragenem Sinne, in unsere Herzen ein. Dort nährt es Ackergrund, der einstens Früchte tragen wird, nämlich eine gesteigerte und geläuterte Liebe zu Land und Volkstum, das Vollverständnis für die nationale Eigenart und den Willen zum restlosen Einsatz für die große Idee.

Die große Idee! Ja, Menschen mögen sterben, Opfer eines ungewollten Krieges, aber eines lebt unsterblich fort: die Heimat.

Einmal in der großen Erinnerung an jene, die ihr Leben ihretwegen lassen mußten, dann in den Tätigen und Lebendigen, in denen auch die Gefallenen fortatmen bis ans Ende der Zeiten.

Gedenken wir derer, die nicht nur bestimmten Eltern und Verwandten, sondern der Gemeinschaft entrissen wurden, und in unserm Geiste stehen die gewaltigen Gedanken, für die zu sterben es sich herrlich lohnt!

Am 27. Mai 1940.



Nun sind wir der gewohnten Ordnung um einen großen Schritt näher gekommen: seit heute morgen haben die meisten Primär- und Sekundärschulen des Landes ihre Pforten wieder dem Strom der Kinder geöffnet und damit die Jugendlichen aus der Regellosigkeit der vergangenen vierzehn Tage zurückgeholt in Zucht und Strenge des Unterrichts. So werden auch die jungen Menschen aufs neue vertraut gemacht mit dem höheren Sinn des Daseins, der, richtig gedeutet, im Zeitgeschehen selber seine treffendste Illustration

finden könnte. Was um uns geschieht und außer uns vorgeht, ist ja letzten Endes nur das sinnhaft erfaßbare Bild der Vorgänge, die sich auch in unserm Innern abspielen: Kampf um die Ausgeglichenheit, Klarheit und Friedlichkeit im heiligsten Sinne! Es kann für die Verwirklichung des alten Spruches: „Non scholae, sed vitae discimus“ (Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir) keine fruchtbarere, leider auch keine furchtbarere Zeit geben als die heutige, die sich nicht nur in ihren materiellen, sondern auch in ihren geistigen Äußerungen umstellen muß, ehe die Menschheit in der wahren Gerechtigkeit zur Ruhe kommt.

Das sind Wahrheiten, die eher die Schule des Lebens als die der Dozenten und Lehrer vermittelt. Nur können wir an ihnen ermessen, um welche gewaltigen Werte die Erziehungsschule jede Lehrschule übersteigt. Vor allem in ruhlosen Zeiten, da Männer und Menschen mit Seelenkraft und Herzensstärke verlangt werden, damit das Erregte und Entordnete nicht alle Untiefen der veralteten und wirklich primären Erziehung überborde, macht sich die Wirksamkeit der echten Bildungsschule bemerkbar. Notstunden fordern Weisheit, nicht Wissen, Charakter, nicht Gedächtniskunst, innere Sauberkeit, nicht Stilglätte. Dürfen wir zu Beginn einer neuen Schulzeit uns nicht die Frage vorlegen, ob unser Unterrichtssystem in jeder Beziehung diesen Erkenntnissen Rechnung trägt und von den Lehrern eine Kleinigkeit mehr verlangt als pädagogisches Geschick, nämlich Herzensadel und Seelengröße? Ich glaube, daß wir es nicht nur dürfen, sondern müssen, um dort, wo wir gefehlt haben, das culpa nostra zu sprechen und resolut die Heilswege zu beschreiten.

Unsere Hoffnung ruht auf unserer Lehrerschaft. Weil wir sie kennen, wissen wir, daß der größte Teil von ihnen das Gebot der Stunde vernommen hat und auch bereit ist, sich mit allen Kräften einzusetzen, um dem Ideellen wie den Idealen zu dienen und alle Schwierigkeiten, die sich aus der Enge mancher Raumverhältnisse, aus dem Evakuationszwang und aus einer unerläßlichen Zusammenwürfelung der Kinder ergeben haben, im Hinblick auf das Höhere und Höchste zu meistern. Es geht ja nun um mehr als um unsere leibliche Bequemlichkeit und jenen eingegleiteten Lehrplan, der vielleicht dem Gesetz der

mindesten Anstrengung, doch nicht den Ansprüchen einer umgestülpten Zeit gehorchte. Daß Lehrersein mehr ist als ein Beruf, wird heute selbst dem Letzten klar, denn der Letzte will, daß im Lehramte sich die Lust und die Liebe der Berufung offenbaren. Und auch das Kind will jetzt nicht nur im Geiste, sondern auch im Herzen und in der Seele geleitet werden. Wohl schaltet sich hier der Geistliche ein, aber auch der Lehrer schlägt die Gründe an, aus denen die Quellen des Gemütes springen, von denen aus die Nähr- und Labewellen sich ins Gemüt ergießen.

Wenn ich an dieser Stelle jetzt ein Glaubensbekenntnis mit den besten unserer Lehrer als Ziel und Mitte ablege, dann darf ich bedenkenlos ihr Können, ihren Einsatz und ihre Seelenkenntnisse hervorheben, weil mir bestimmte Gestalten mit all ihren großen Werken vor Augen stehen. Was die Kriegstage als Forderung aufstellen, haben sie längst verwirklicht. Der Wunsch, als Folge der besonderen Lage, im Freien und in Wäldern zu lehren, kam bei vielen nach der Erfüllung. Anschauungsunterricht am Herzen der Natur ist für sie ein tatgewordener Begriff. Eine außergewöhnliche Zeit hat nur ihre Überzeugung bestätigt und ihre stets erneuerten Methoden gerechtfertigt. Es bleibt nur noch, ihre Erfahrungen zu verallgemeinern, um aus der Not der Verhältnisse eine frucht- und segensreiche Tugend zu machen.

Komme ich eigentlich daran vorbei, den Namen des Muns-
hausener Lehrers und seines vorgesetzten Freundes zu nennen?
Vielleicht ist der Name von nebensächlicher Bedeutung, wenn wir die Sache ins Auge fassen und an den Einwohnern Muns-
hausens erkennen, was ein Schulmann erreichen kann, wenn er
sich selber vom Einpauker zur Persönlichkeit erzieht und mit
seinen Schülern in den Sinn und in die Größe des Lebens
hinaufwächst.

Hundert Lehrer müssen sich notgedrungen heute oder morgen in ihren vormals geregelten Betrieben umstellen. Ich verweise sie mit besonderem Nachdruck, mit einer ungelegneten Wärme und erwartungsvollen Begeisterung an den Kollegen aus dem Öslinger Höhendorf.

Zugleich gedenke ich, wie jeder Luxemburger, der Kinder, die noch nicht erfaßt haben, was in dem gigantischen Ringen

unserer Tage auf dem Spiele steht. Es wird den Lehrern nicht leicht sein, ihnen den Sinn für die tragische Existenz, die wir Leben nennen, zu erschließen. Vielleicht kommen sie vom Nächsten her dem Fernstliegenden am besten bei. Indem sie, in wirklichem und in übertragenem Sinne, ein Stücklein Heimat erwandern, um im schönen Teile die Herrlichkeit des Ganzen zu lieben, und das Geliebte hier und bei jedem andern Volke in die Mitte der Betrachtungen stellen, strahlt der letzte Sinn eines jeden Kampfes auf:

Ewige Heimat!

In den Kindern muß sie Wurzeln schlagen, soll sie fortbestehen. Vergessen wir es nie!

Am 28. Mai 1940.

Nein, der Luxemburger hat nicht mehr den rechten Sinn für eine kriegerische Zeit und ihre Forderungen. Wenn auch Napoleon ihm einen harten Kopf und soldatische Qualitäten nachrühmte, so hat sich mit dem Wandel in Strategie und Kampfsmitteln wahrscheinlich seine Einstellung zum Soldatentum geändert. Wer die Friedlichkeit zu einem Merkmal seiner nationalen Eigenart gemacht hat und dreihundert Freiwillige zu freundlichen Hütern der Ordnung und zuvorkommenden Exekutoren der Gesetze ausbildet, kann wohl nach fünf oder sechs oder sieben Dezennien das Denken in Feldherrnkategorien verlernt haben. Das muß nicht unbedingt ein Nachteil sein, wir sind sogar der festen Überzeugung, daß es für die Menschheit und die Menschlichkeit von besonderem Vorteil wäre, wenn die böse Natur der Erdbewohner mit der Friedenssehnsucht der Völker immer einer Meinung sein könnte. Da nun aber die Stärke der Antikriegsstimmung zur Größe der Nation in direktem Gegensatz zu stehen scheint, bleibt der Dauerglaube der Kleinstaaten an das „pax hominibus bonae voluntatis“ ein schöner, aber leerer Wahn. Haben wir das nicht neuerdings so fühlbar erfahren, daß wir eine vollständige Umstellung in unserm Verhalten zu den Ereignissen vornehmen müssen? Sind wir nicht mit einem Male einbezogen in den Wirbel von Erlassen, Vorschriften und Bestimmungen, den wir früher unberührt von obenher als unterhaltsames Spiel betrachtet haben?

Wenn Kiebitze zu Mitspielern werden, gehen die Dinge bekanntlich schwerer als in Zuguckstellung. Das Selbstbetroffen-sein lehrt mit den Unbekannten rechnen. Spiel ist Einordnung und Verantwortlichkeit geworden. Der Einsatz heißt: das eigene Leben und die persönliche Sicherheit!

Da stehen wir nun, in unserer Kleinheit bedroht wie die Großen der Welt. Die Erkenntnis fülle uns mit dem tiefen Ernst, der wie ein Schatten ist des nahen Todes und der näheren Gefahr! Die alten Sicherheiten sind nicht mehr. Der blaue Bogen des Himmels ist zur Brücke geworden, unter der in starren Wellen das Verderben einherfließen kann. Das Licht, die helle sanfte Freundin der Nacht, heißt heute: die große Verräterin. Balken und Mauern dürfen zerbrechen, wenn der Druck einer Menschenhand es will. Unser ganzes Leben ist Gefährlichkeit ohne Ende.

Der Bedrohung wollen einige angepaßte Gesetze begegnen. Sie sind zusammengefaßt unter dem nicht allzuglücklichen Namen: Luftschutz! und rufen von sämtlichen Scheunentoren und aus allen Kolumnen der Tageszeitung ihre Bestimmungen aus. Hört sie eigentlich jedermann? Gibt der Luxemburger dem Gehörten auch die notwendige Folge?

Eine glatte Verneinung der Frage wäre Lüge, aber eine Bejahung ohne Einschränkung wäre auch nicht volle Wahrheit. Ich weiß es, weil ich etliche Fälle miterlebt habe, die mir zu beweisen scheinen, daß die angeborene Gutmütigkeit meinen lieben Landsleuten selbst in den höchsten Gefahrenmomenten einen Streich spielt. Wir kennen die Sprache, die sie redet: Ach, was! Uns harmlosen Bürgern werden Engländer und Franzosen nichts anhaben. Militärische Ziele gibt es in meiner näheren und fernerer Umgebung nicht. Wozu also die Aufregung? Und übrigens ist die Sache nur halb so schlimm.

Genau so sagte der Hase in der Fabel, da saß ihm die Schrotwolke hinterm Löffel, und er hatte seine Ruhe. So schwer uns das auch fallen mag, wir müssen nun doch eine Anstrengung machen und ein bißchen in militärischen Kategorien denken. Napoleon soll nicht einmal in den fernsten Nachkommen der hartköpfigen, doch schlagtüchtigen Soldaten aus dem Wälderdepartement Lügen gestraft werden. Wenn wir also als Forderung aufstellen: ein klein wenig soldatisch leben!

so will das nicht besagen, daß wir uns uniformieren, bewaffnen und auf den Parademarsch einüben sollen, sondern nur, daß wir uns etwas entichten, für die Allgemeinheit fühlen und handeln und Disziplin bewahren müssen. Ein Licht in einer Ortschaft wird niemals unbedingt den Vergesslichen, wohl aber meist die Unschuldigen gefährden, da die Flieger auf Grund des einen Lichts sich zu orientieren vermögen. Der leichteste Schein bringt Bomben zu Fall. Und die grauenhafte Wirkung fallender Bomben haben wir von 1914 her noch in schlechtester Erinnerung. Ist es denn so schwer, dem explodierenden Verderben einen Schleier vorzulegen?



Nein, es ist zu leicht, und deshalb werfen manche es auf die leichte Achsel. Du lieber Gott, sagen sie mit der behenden Zunge, an der man das schönere und in diesem besonderen Falle stärkere Geschlecht erkennt, wir haben ja die eisernen Vorlegeläden und die dichtschießenden Jalousien! Wie soll ein Bombenmann von obenher ein Licht erblicken können? Nein, mein Lieber, so scharfe Augen haben nicht einmal die Engländer!

Aber die Deutschen haben sie. Eine feste Hand pocht an die eisernen Vorlegeläden oder rüttelt an den dichtschießenden Jalousien, und eine transrhene Stimm ruff: Abdunkeln! Erste Warnung!

Wir wollen es nicht auf eine zweite oder dritte Warnung ankommen lassen. Nicht wahr?

Nun gibt es freilich Fälle, die noch schlimmer sind. Ein Exempel möge es beweisen. Als da vor etlichen Tagen mitten in der Nacht die Flakgeschütze jäh aus ihrem Schlummer erwachten und nicht allzusanft die Städer aus den Träumen rissen, wurde eine Familie von höllischer Angst befallen. Da die Finsternis keines Furchtsamen Freund ist, riß der pater familias am Schnurknipser und beruhigte mit Licht die eigenen wie die fremden Nerven. Selbstverständlich waren die Fenster seines Hauses unverhangen, der volle Schein durfte sich ins

Dunkel hinaustummeln und himmelwärts nach dem unsichtbaren Feinde schießen.

Wir wollen rasch der Wahrheit die Ehre geben und die aufgeregten Patrioten mit dem Hinweis beruhigen, daß in diesem schlimmsten Falle nicht eine luxemburgische, sondern eine evakuierte italienische Familie schuldig war. Die Feststellung ändert freilich nichts an der Tatsache, daß der weite Bering der Hauptstadt in Gefahr geriet, sobald der elektrische Strom in die Glühbirne sprang. Es braucht so wenig heute, um Tausende zu verlieren. Manchmal genügt ein schlechter Wille schon.

Gewiß, der Ängstliche kann nichts gegen seinen Drang zum Licht. Aber eines kann er, um ungehindert dann das andere zu dürfen: die Fenster blenden nach den Vorschriften, die Lichtquellen verhängen oder dämpfen! Wahrhaft besorgt sein um das Wohl des Ganzen! Dann wird auch die eigene Kleinheit gerettet sein.

Weil es ankommt auf den Schutz der Allgemeinheit, muß das Teilchen sich einordnen, so oder so.

Wir packen den Luxemburger beim Gemeinschaftsgeist und dürfen uns nun auf seine Selbstdisziplin verlassen.

Am 29. Mai 1940.

Es klingt wie ein großes Märchen, wenn ich sage, daß ich mitten im Kriegslärm, mitten im Aufschrei der Kanonen, im Donner der Geschütze, im Rasen der Motoren und in den Erschütterungen des Alls den Frieden und die Stille entdeckt habe. So gottlos schlecht ist nicht das Sein, daß nicht in einem verlorenen Winkel der vierundzwanzig Tagesstunden Raum für ein offenes oder heimliches Wunder sei. Ich muß nur den Willen haben und dann erst die Kraft, mich von den Freiplätzen des Bösen zu entfernen und hinüberzutreten in die Gärten der Verlassenheit und in die Lauschecke des Ewigen. Dort ist alles Einkapselnde abgelegt, ich höre wieder das Herz meiner Seele schlagen und erkenne hinter den Sturmwellen des Lauten die innigere Wucht des Leisen.

Es ist, als ob der Atem des Unvergänglichen tiefer gehen würde in der Geborgenheit des Lärms. Oder will der Lärm nichts anderes sein als das unfaßbar potenzierende Mittel,

dessen sich das Überweltliche bedient, um in der nachfolgenden Stille und Stummheit seine Gegenwart umso stärker zu bekunden? Wir kennen nicht die Gesamtheit der untergründig wirkenden Kräfte und können ihr Übermaß nur ahnen in einem Augenblick der Segnung, da mit einem Male die Grellheit abgedunkelt und das Mächtigste tonlos wird.

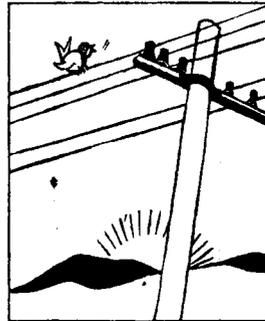
So geschah es gestern abend, ehe die Schatten der Nacht nach oben stiegen und die Schönheiten der Natur aus unserm Sichtfeld hoben.

All die Wagen der Armeegruppe waren vorbeigerollt. Das Dröhnen der Bombenflugzeuge und die Unrast der Jagdflieger hatten die Luft erfüllt. Der Nachhall der Marschlieder lag noch in allen Winden. Flakgeschütze begehrt grollend auf, die Ferne schwang und schien zu schwanken unter den Nachwirkungen der Kampfhandlungen, — da brach urplötzlich die Stille in die Aufgeregtheit der Stunde.

Die Straßen waren frei, die Abwehrbatterien schwiegen, der Himmel träumte auf den Abend ein, und die Ferne lächelte den Himmel an.

Vor mir griffen die Bäume eines Wäldchens in endlos erneuerten Versuchen nach den kargen Wolken. Unergründliches äußerte sich im angenachteten Grün. Cirren segelten in die letzte Helle des Tages hinüber, die Welt hatte sich eingezogen in eine schwere Feierlichkeit, und die Menschen waren stumm geworden, da mit einem Male die toten Dinge den Drang zur Sprache offenbarten.

Einem kleinen Vogel gelang das Wunder. Er hatte sich hinaufgeschwungen auf die oberste Stufe der Feldfernsprechleitung, stand als winziger Punkt in einem lichten Raum und sang. Was er sang, war ohne Weh. Es ging wie ein gedämpfter Jubel oder ein verhaltenes Jauchzen. Wo war die Trauer der Welt? Gab es hinter der Friedlichkeit und Stille noch die Gewalt des Todes und die Drohung des Untergangs? Wie lag das



unendlich weit! Ein Vogel sang und war der Mund meiner Sehnsucht, deiner Sehnsucht geworden. Das Edle in der Menschheit zerriß die Ketten, an denen es gefesselt lag und kämpfte sich über die dunklen Mächte empor. Leid und Verzweiflung wurden von der Hoffnung besiegt.

Ein kleiner Vogel sang im Abend, und die Zeit war stark geworden im Glauben an das Bessere. Wie seltsam war die Welt verwandelt! Alles Grauenhafte war gering geworden, denn mit einem Male konnte der Mensch, der wahrhaft hörende und sehende Mensch, nur noch in Jahrhunderten denken. Das Maß, das er an die Zeitgeschehen legte, war die Ewigkeit. Sein Leid war nicht mehr das uferlose Meer der früheren Stunden, sondern ein leichter Tropfen, der seinen Halt verlor. Der Krieg war ein Kampf zu hunderttausend andern der Geschichte. Er zählte nur, soweit er den Lauf der Völkerschicksale anders bestimmte. Das Größte und Entscheidende blieb die Ewigkeit.

So kam mir Trost aus einer kurzen Stille. Ich möchte ihn weiter reichen an jene, die im Lande irgendwo verzagen wollen. Vielleicht haben wir uns durch die äußeren Ereignisse allzusehr in die Niederungen abdrängen lassen und den Aufblick zu den Höhen des Daseins vergessen.

Es mußte ein unscheinbarer Vogel kommen, um mir durch sein schlichtes Lied wieder die Macht des Überweltlichen zu erschließen. Wohl war er, mit allem Zubehör, nur der Anlaß zu einer Augenblicksstimmung. Aber die Stimmung wuchs über das Objekt- und Zeitgebundene hinaus und wurde Erkenntnis im Lichte der Hoffnung und im Himmelsraum des Glaubens.

Wir wollen, alle zusammen, soweit die Gesamtheit noch das Überweltliche als Wirklichkeit hinnimmt, in diesen Raum hinaufpilgern und dort in der Seele beruhigt sein.

Dort gibt es eine Stille, in die kein Kanonendonner eindringen kann und deren Friedlichkeit keine Macht zu zertrümmern vermag, in der aber alles Leid der Welt versinkt und Klarheit wird im Strahl des Unvergänglichen.

Am 30. Mai 1940.

Sie wissen, wie die Schneelawine entsteht: auf einer Kuppe kommt ein Steinchen ins Rollen, rollend umkleidet es sich mit einer Schicht des feuchten Schnees, in wachsender Spirale schlingt die weiche Masse sich um den harten Kern, je wuch-

tiger der Ball wird, umso breiter und mächtiger werden die Ringe, bald rast der Riesenklotz über jeden Widerstand hinweg, und allesvernichtend donnert das Verderben zutal.

Die Ursache war winzig klein, aber die Wirkung ist ungeheuerlich.

Nun gibt es auch Lawinen, die weniger sicht- und hörbar ihre Schrecken in die Niederungen tragen, aber in geistig-seelischen Bezirken nicht minder furchtbar als in der realen Welt zu wüten vermögen. Wir nennen sie freilich nicht Lawinen, sondern Gerüchte und haben uns gegen sie vorzusehen wie gegen die unheimliche Gefahr der Berge.

Da wir in einer Zeit leben, die für Gerüchte äußerst fruchtbar ist, soll an einigen kontrollierbaren Beispielen der Werdegang solcher Erscheinungen aufgezeigt werden.

Das Ausgangsfaktum ist etwa dieses:

In einer Ortschaft des Landes wird ein Meldefahrer von einem Lastkraftwagen, auf dem dreißig Soldaten Platz gefunden haben, so gestreift, daß der Fahrer stürzt und eine starke Blutwunde davonträgt. Ein Augenzeuge berichtet dem Nachbar den Fall und fügt die Meinung bei: Wahrscheinlich wird der Bedauernswerte an den Folgen des allzugroßen Blutverlustes sterben. Der Nachbar hat einen guten Freund, dem der Verunglückte bereits als Toter geschildert wird. Des Freundes Tante erfährt sodann, daß auch der Lastkraftwagen arg beschädigt wurde, die Kaffeekranzbasen der Tante schlagen die Hände über den erschreckten Köpfen zusammen, als sie die Kunde vernehmen, daß es einen Toten und dreißig Verletzte gegeben hat, und nun ist das Malheur passiert. Abends ist die Zahl der Toten auf einunddreißig gestiegen, man fahndet nach dem flüchtigen Chauffeur, und einige Zivilpersonen, die durch ihr Zugucken den Zusammenprall hervorgerufen haben, sind in Schutzhaft genommen worden. Einer wurde bei der Gefangennahme sofort erschossen. Und noch rollt die Sache weiter.



Der Fall ist harmlos im Vergleich zum folgenden:

Ein ängstlicher Bürger sieht über dem hauptstädtischen Bahnhof einen Flieger kreisen, zur selben Zeit als der starke Nachmittagswind mit einem fliegenden Blatt in Turmeshöhe seine Spiele treibt. Der Mann trifft einen ebenso mutigen Bekannten und mutmaßt, daß der Flieger Flugblätter über die Hauptstadt habe abwerfen wollen. Der Bekannte ist doch etwas resoluter; er mutmaßt nicht mehr, sondern weiß, daß der Flieger Zettel abgeworfen hat. Der Dritte weiß bestimmt, daß es ein Engländer gewesen ist, und der Fünfte hat bereits den Text des abgeworfenen Blattes gelesen: da wird die Bevölkerung Luxemburgs gewarnt: englische Bomber werden bald den Bahnhof unter Feuer nehmen. Vorsicht!

Die Kunde ist rascher als die beste Zeitung. Im Nu sind die Dörfer und Dörfler erfaßt. Sie melden mit dunklen und sorgeschweren Stimmen, daß bereits das ganze Bahnhofsviertel evakuiert worden sei. Einige haben die Erschütterung der ersten Bombeneinschläge deutlich vernommen, und der Schusternick aus Icksbach hat vom Schneiderfranz aus Zettingen, dessen Schwager eine Nichte an der Grenze hat, aus erster Quelle erfahren, daß Luxemburg Kriegsschauplatz werden würde. Aber der Horbauer weiß noch mehr: auf dem Limpertsberg hat die Tante Eulalia Bomben- und Granatensplitter in ihrem Bett gefunden. Die Geschichte hat ihr Ende noch immer nicht erreicht. Mütter sperren ihre Kinder ein, Erbtanten raffen ihre Goldbestände zusammen, und die furchtloseren Väter haben ihr Geld gesichert.

Ja, aber das mit dem Gelde ist auch eine verflixte Sache. Denken Sie, sagt der erste, sie wollen die einheimischen Papierscheine außer Kurs setzen. Der zweite hat richtig gehört: die einheimischen Banknoten sind außer Kurs gesetzt. Der dritte schafft sich eilends Kreditscheine an, der vierte traut den Kreditscheinen nicht und will Reichs- und Rentenmark, der fünfte verweigert die Annahme sämtlicher Zahlungsmittel und flüchtet in die Werte, und plötzlich stehen Tausende mitten in der Überzeugung, daß der belgische Franken den luxemburgischen um einen starken Prozentsatz überflügelt hat. Sofort melden sich die Spekulanten und treiben einen endlosen Ringhandel mit den landgültigen Währungen, indem sie die Gerüchte ihren dunklen Zwecken dienstbar machen. Morgen werden sie hin-

gehen und den Leuten erzählen, im „Luxemburger Wort“ habe man schwarz auf weiß ihre Ansicht bestätigt: man täte gut daran, dieses Geld gegen jenes einzutauschen und alles andere abzustoßen. Wir zweifeln nicht, daß es, sogar unter den Lesern dieser Ausführungen, manche geben wird, die das Dümme glauben und den gewissenlosen Panikerregern in den Geldsack arbeiten werden.

Leider unterscheiden sich die Lawinen von den Gerüchten dadurch, daß man den Spuren jener nachgehen kann, um den Ausgangspunkt zu entdecken, während diese aus der unbekanntten Masse kommen und in die Massen zielen und niemals den verantwortlichen Autor verraten.

Allerdings ist es möglich, das Mittelglied und vermittelnde Glied festzunageln und von ihm aus mit etwas Schlauheit und Forscheit jeder Unsinnigkeit beizukommen.

Das beste Mittel zum Schutz gegen die Erregung aber wird immer dieses bleiben: sich vom Hinterträger aller Meldungen durch das Mehr an Grütze zu unterscheiden, etwas geweckter sein als er ist und sich die Kraft zu Ironie und Lachen zu bewahren, wenn die Dinge so lügendick aufgetragen werden.

Und gescheiter als alle unsere Nebenleute sind wir doch insgesamt, nicht wahr? —

Wir beugen uns vor, horchen und hören das laute Ja der makellosesten Einstimmigkeit.

Und dennoch die Gerüchte...

ZWEITES ZWISCHENSPIEL

Durfte man da, wo die Größen des Dritten Reiches herrschten, unbeschadet die Humanität anrufen? Ich legte mir damals die Frage öfter vor und wagte es endlich, so ganz nebenher und scheinbar vollständig unbeabsichtigt, die Menschlichkeit anzutippen.

Sie merkten es und waren entsetzt.

Die Wächter ihrer Ruhe, die Zensoren waren und es nicht sein wollten, wurden aufgerufen.

Und die konnten nicht anders, als den nachfolgenden Aufsatz und mit diesem den Schreiber zu verdammen. Der erste durfte nicht in die Öffentlichkeit gelangen, und der zweite mußte möglichst rasch der Öffentlichkeit entzogen werden.

Beides gelang.

Am 31. Mai 1940.

Wer mit offenen Augen die Menschen in ihrem Tun betrachtet und ihre Reaktionen auf die Tagesereignisse zu denen früherer Zeiten in Vergleich bringt, wird zu den merkwürdigsten Ergebnissen kommen. Ein Geldraffer konnte bis zum zehnten Mai frischfröhlich seine Geschäfte erledigen und vergessen haben, daß die Welt sich im Kriegszustand befand. Nun aber ist er in der Seele erschüttert, gedenkt in hundert qualvollen Seufzern nach außenhin der Not des Seins, während innerlich das Sein die Form eines Riesengeldbeutels mit Reißverschluß und goldener Aufprägung hat. Ein Original, das vor drei Wochen noch Marken klebte und seltsam geformte Holzknoten sammelte, wendet jetzt seine Aufmerksamkeit den Kriegsdingen zu und will sich mit Gewalt um die Menschheit wohl verdient machen. Ein Mann, der zwischen September neununddreißig und Mai vierzig nichts anderes im Sinne hatte, als eine Erfindung über die Erleichterung der Nähmaschinenarbeit zum Abschluß zu bringen und zu diesem Zwecke täglich zweimal das Arbeitsinstrument der Hausfrau zerlegte, läßt seit dem Einmarsch der Deutschen Teile und Schraubchen liegen und klammert seinen Entdeckergeist an höhere Ziele.

Ich kenne diesen Menschen sehr genau, weil ich alle vierundzwanzig Stunden mindestens einmal in seine Pläne und Geheimnisse unter dem Siegel der Verschwiegenheit eingeweiht werde. Ich darf demnach auf keinen Fall auf die Einzelheiten eingehen, sondern muß mich auf die groben Umrisse der großen Ideen beschränken, deren Verwirklichung eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der Kriegsführung zur Folge haben wird. Ja, das ist das Eigentümliche an dieser Zeit und ihren Ausstrahlungen, daß der Friedfertigste plötzlich kriegsbegeistert wird, wenn auch nur unter dem Vorwand, dem Kriege rasch ein Ende zu machen. Der Mann, der früher unbedingt einen Weltverein zum gesetzlichen Schutz der kleinsten animalischen Lebewesen hatte gründen wollen, sinnt nun Tag und Nacht darüber nach, auf welche Weise man am schnellsten die Millionenglieder eines Heeres zum Tode bringen könnte.

Eigentlich begann sein Werk durchaus human. Es quälten ihn anfangs mehr die Fragen über die kommende Ernährung unserer Zivilbevölkerung. So kam er in logischem Überlegen

zur Erkenntnis, daß wir die Produktion im Inlande gewaltig steigern müßten. Von dieser Erkenntnis zum Plane, unsere Erde in mehrfacher Ausbeutung den Forderungen der Kriegszeit dienstbar zu machen, war es nur ein Sprung. Leider ein Fehlsprung, da sich kein Bauer fand, der die Methode unseres Erfinders hätte anwenden wollen.

Wenn ein langer Krieg die Gefahren einer Hungersnot heraufbeschwört, und die Nahrungsmittelproduktion kann nicht gesteigert werden, dann bleibt, zur Rettung der Menschheit, nur die Möglichkeit, die Dauer des Krieges fühlbar zu verkürzen. Auch das ist Logik, wie sie zu einem rastlosen Erfinder paßt. Wie aber verkürzt man Kriege? Indem man durch immer erneuerte, immer neue wirksame Waffen das feindliche Heer vernichtet. Neue Waffen! Das ist die Lösung.



Dem scharfen Erfindergeiste stellten sich mehrere Lösungen. Sein erstes Augenmerk galt den Fliegern, für die er den glänzenden Ausweg der Fernmagnetisierung entdeckte. Denken Sie sich einen Strahl, der um jedes feindliche Flugzeug ein weites magnetisches Feld legt! Die Anziehungskraft des magnetischen Kernes ist so stark, daß jede Kugel und jede Granate unbedingt am Flugkörper aufschlagen muß. Ein einziger und jeder Schuß fällt unbarmerzig eine todbringende Maschine!

Als der Strahl sich nicht auf den ersten Anruf einstellen wollte, wandte der Erfinder all sein Denken einem andern Plane: dem fliegenden Panzerschiffe zu. Soviel ich weiß, sollte dieses Gegenstück zu den Panzerkreuzern von zwanzig Propellern getrieben, mit zweihundert Soldaten, vierzig Kanonen und Maschinengewehren jeden Kalibers und jeweils zweitausend verschiedenen Bomben beladen werden. In dieser Aufzählung ist abgesehen von den Munitions-, Treibstoff- und Nahrungsmengen für drei Wochen ununterbrochenen Fluges. Wie weit die Ausführung dieser „revolutionierenden Maschine“ gedieh, blieb mir leider verborgen, da mich der geniale Freund vor zwei Tagen für eine neue Idee begeisterte, nämlich für den Bau der unterirdischen Stadt.

Die Sache liegt doch klar und einfach: Das große Hindernis in den modernen Kriegen ist die Zivilbevölkerung. Schaffen wir diese aus der Oberwelt, so ist die Angelegenheit um ihre höchste Grausamkeit gebracht! Weshalb will eigentlich der Mensch nur immer nach oben bauen? Das Licht? Ja, aber heute haben wir doch das künstliche Licht, das in seinen Wirkungen beinahe wunderbarer ist als das natürliche. Nutzen wir die Errungenschaften der Neuzeit aus, verlegen wir die Städte unter die Erde, dichten wir die Zugänge ab, versehen wir die Luftschächte mit Gegengasvorrichtungen, und das mächtige Leben darf ungehindert weitergehen! Die Zukunft gehört den Untergrundstädten!

Ob der Freund dieser Zukunft bereits vorgebaut hat, weiß ich nicht zu melden. Heute morgen legte er mir, statt eines neuen Planes, nur ein bißchen Traurigkeit vor, weil sein Erfindergeist ihn diesmal nicht befriedigt hatte. Ich wagte daraufhin eine leise Anregung:

Wir leben im Zeitalter der Maschinen. Was gestern Wunder schien, ist heute Wirklichkeit. Alles Strömende im sichtbaren und im unsichtbaren Raum wird dem Menschen untertan. Könnten wir nicht, als Techniker, ein Werk errichten, das ein Fluidum bis in den Kern des Menschlichen vortreiben würde, um dort die Verstocktheit der Herzen zu erweichen und wieder die Quellen der wahren Humanität zum Springen zu bringen? So kämen doch am sichersten die Kriege zu Fall.

Der Freund versprach mir ernsthaft, sich die „nicht unmögliche Idee durch den Kopf gehen zu lassen.“

Ich warte nun, mit allen Leidenden und Gequälten der Welt, die Folge dieser Kopftätigkeit, die letzten Endes in jedem Menschen eine Herzensstätigkeit werden müßte, voller Unruhe ab.

Am 1. Juni 1940.

Die allgemeine Ansicht, daß die Vorgänge dieser großen Zeit eine gewaltige Nervenprobe darstellen, finden wir an einigen Sonderfällen des täglichen Lebens bestätigt. Wer von uns ist nicht in den vergangenen Wochen mit Wesen zusammengetroffen, an denen jedes Nervchen im ureigenen Rhythmus zu schwingen schien, sodaß die Lebensäußerungen solcher

Menschen nichts anderes als Dauerstürme der Erregung waren? Und da der Mund verströmen mußte, was durch jede Faserklang und wogte, gab es mancherorts die schönsten Schreikrämpfe, die wie der letzte Nachhall aller Frontgeräusche in der gewaltigen Unruhe der Stunden vergingen. Was es heißen will: die Nerven nicht verlieren, können wir an den Ausbrüchen jener ermesen, die ihre Nerven verloren haben. Da wird jeder Halt gelockert und jede beherrschende Haltung ins Wanken gebracht. Das Leben kennt kein Gleichmaß mehr, sondern nur den Sturzgang in Fieberwellen. Besinnlichem Schaffen bleibt nicht der geringste Raum. In Klage und Anklage erschöpft sich die entnervte Existenz.

Aber auch die Ewig-Unerschütterlichen üben, stärker als früher, ihre beschwichtigende Gewalt aus. Ihre Ruhe scheint mit der Zahl der Aufgeregten zu wachsen. Dem Schrei begegnen sie mit Schweigen, der richtigen Miesmacherei mit vielsagendem Lächeln. So heben sie sich über den Wirrwarr der Entwurzelten hinaus und lenken heimlich, von obenher, die Dinge wieder in die Ordnung hinüber. Unausgesetzt brandet das Entordnete gegen ihre Stärke und Überlegenheit vor, aber sie widerstehen jedem Trotz und jedem Überfall. Männer mit eisernen Nerven, sagen wir und wissen wohl, daß die Eisernheit ihrer Nerven nur die Folge übergroßen Willens und klarster Erkenntnis ist.

Einer dieser Überlegenen, der in der Unrast der Tage ein wahrhaft Überlegender geblieben ist, hat mich aufmerksam gemacht auf die Raschheit, mit der die Menschen einen Wandel vornehmen können, wenn die stärkeren Ereignisse von außenher die Rückkehr zur Einfachheit verlangen.

Sehen Sie, meinte er, unser Ländchen wollte mit allen Mitteln seiner unter- und oberirdischen Schätze ein Dorado schaffen, in dem ein Teil der führenden Schicht nach dem Idealzustand des „dolce far niente“ strebte, während der andere Teil der Bevölkerung gleichfalls seine Sinne den goldenen Zielen zuwandte, um das Höhere und Höchste zu vergessen. Ich möchte dieses Streben nicht als eine Sondererscheinung in unserm Volksleben darstellen, weil sich leicht der Nachweis erbringen läßt, daß die Sehnsucht aller Nationen nach dem Reichtum zielt. Uns zeichnete die glückliche Lage aus, die der Enge des Raums und der Kleinheit der Bevölkerung zustatten kam.

Fremde, die gelegentlich bei uns auftauchten und den Schein für Wahrheit nahmen, nannten uns ein glückliches Völkchen, weil in ihrem Sinne Glück identisch war mit Wohleben und Behaglichkeit. Daß Glück im Wesentlichen eine Funktion des Geistigen und Seelischen ist, übersahen sie, wenn sie erfahren hatten, daß jeder zwanzigste oder sechzehnte Luxemburger sein eigenes Auto besaß, daß die Rasse der Fußgänger überhaupt bei uns im Aussterben begriffen war, und daß die bezahlten Ferien und die Sozialversicherungen hierzulande seit langem existierten.

Die Propulsions- und Explosivkraft eines einzigen Tages genügte, um diese materiellen Errungenschaften unserer modernen Zeit zu vernichten oder ihre Fortwirkung in Frage zu stellen. Der Mensch, dem es niemals eingefallen war, für einen Fünfkilometergang die Beine zu benutzen, und der selbst seine Erholungsspaziergänge im Auto, wenn nicht gar in Autocars, absolvierte, lernte plötzlich wieder den Wert der Füße kennen und schätzen. In der Not kehrte er zur Einfachheit und Natürlichkeit zurück. Es ist wie ein zwangsläufiges Gesetz, sodaß ich der unerschütterlichen Ansicht bin, die Schicksalsschläge oder das, was wir als solche hinnehmen, seien nur die Folgen eines höheren Willensaktes, der periodisch die Menschheit an die Fragwürdigkeit ihrer Maschinen und die Abhängigkeit von andern, mächtigeren Bestimmungen erinnern möchte.

Ja, ich bin überzeugt, daß wir noch weitergepeitscht werden auf dem Wege zur Einfachheit, von wo aus der Weg zur Selbsterkenntnis und zu den inneren Werten erst beginnt. Wir haben seit Jahrzehnten nur das greifbare Eisen erglühen lassen im Feuer unserer Hochöfen, denen wir unsere Wohlhabenheit verdanken, aber unser Ich haben wir kalt werden lassen, um in der Welt zu genießen, was die Welt zu bieten vermag. Das Höchste und Notwendigste war vergessen, da wir aus uns und nicht in uns lebten.

So, wie nun der stolze Rolls-Royce-Lenker seine zehn und sechzehn PS eingetauscht hat gegen ein Zweirad, das er aus eigener Kraft zum Rollen bringt, — wenn wir Satiriker wären und nicht dem Ernst der Zeit genügen wollten, könnten wir in ergötzlicher Weise manchen Wandel glossieren; doch nein, es steht eine namenlose Furchtbarkeit hinter diesen Dingen, wir

wollen sie aus letzter Höhe wie aus tiefster Tiefe betrachten und schweigen, — so, wie der Bürger wieder dem Natürlichen sich zugewandt hat, werden alle eines Tages ihre Lebensforderungen um einige Windungen tiefer schrauben müssen. Schon höre ich die Mehrzahl der Getroffenen von Opfern sprechen. Nein, Opfer beginnen noch weiter unten, da, wo die Abzüge die Scheide des Unentbehrlichen überschreiten, nicht dort, wo nur ein kleiner Verzicht auf die gewohnten Bequemlichkeiten stattgefunden hat. Opfer ist geheiligt vom Leid, das aus dem Innern brennt.

Seien wir ehrlich, — wir dürfen und können es nun, da die Ereignisse von jeder Unwahrheit die Hülle reißen werden, — gestehen wir uns selber, wenn nicht den Nächsten ein, daß wir noch vieles abzulegen haben, ehe die Flammen der Notzeit unser Herzfleisch berühren, wo der Stolz und der Trotz und die Überheblichkeit, die Verstocktheit und die Verweltlichung abgebrannt werden müssen. In solcher Läuterung liegt unser Heil. Bevor ich mich äußere über die allesüberwindende, alles verwindende Kraft des Luxemburgertums, will ich in Ruhe, doch auch in Zuversicht diesen größten Prozeß unserer Zeit abwarten.

So sagte der Philosoph und schloß mit dem Wort: Ich glaube!

Am 3. Juni 1940.

Wenn ich die Augen schließe und den Krieg aus der Erinnerung an die Funk- und Zeitungsberichte seit September auf mich einwirken lasse, erscheint er mir als ein gewaltiger Kampf mit Zahlen. Kanonen, Flieger, Streitkräfte, Abschüsse, Entfernungen, Vormärsche, Tote, Gefangene, Verwundete, Tanks und Schiffe, alles wird zum festumrissenen Begriff erst dann, wenn eine Ziffer es aus der Namenlosigkeit der Masse gehoben hat. Ausgesprochene Rechenfeinde jonglieren so geschickt mit Zahlen, daß sie den Anschein erwecken, als seien sie auf dem Gebiete der höheren Mathematik und der Differentialberechnungen zuhause. Vollblutarithmetiker sind auf Grund ihrer besonderen Kenntnisse zu verblüffenden strategischen Einsichten gekommen. Mit Hilfe des großen Einmaleins und der Unbekannten X und Z erschließen sie uns die Zukunft. Schon sind in ihrem Geiste die Verluste zusammengestellt und

die Siegestrophäen nach Maß und Zahl errechnet worden. Die Zeit hat nur die Aufgabe, genau zur selben Lösung zu kommen. Ideen sind amorphe Unwirklichkeiten, mit Zahlen und Ziffern aber erbaut man jede neue Welt.

Der Mann, der diesen Satz mit Nachdruck und Überzeugung prägt, ist mein Schuldner. Da mir mit einem Mal die Summe im Geiste aufstößt, pflichte ich dem Sprecher erfreut und freundlich bei und wage eine diskrete, doch nicht mißverständliche Anspielung: Der Gesichtsausdruck, der an ein fettes Ausrufezeichen gemahnt, verzieht sich rasch zu einem säuerlichen Fragezeichen. Eine Weile steht das Schweigen zwischen uns, dann verschafft sich eine jähe Entrüstung Luft:

Geld, Geld und immer wieder Geld! Freund, ich will dir eines sagen: die Zeit ist viel zu groß, um sich dauernd an das Stoffliche zu ketten. Wir müssen echte Kinder dieser Zeit werden und das Materielle überwinden. Was sind denn hundert Hunderter im Vergleich zu den kosmischen Erschütterungen, von denen wir uns Tag um Tag überzeugen dürfen. Erheben wir uns doch endlich über die Kleinlichkeiten des Alltags hinaus, um lauter zu werden in jenen wunderbaren Regionen, die keinen Mammon kennen und das goldene Kalb zertrümmert haben! Spüren wir, daß ein neues Leben begonnen hat und daß das alte endgültig verloren ist! Ziehen wir den Liquidationstrich unter das Vergangene und fangen wir von vorne an!



Für einen Rechner, dem alle Ideen gestaltlose Träume sind, ist das nicht übel gesagt. Freilich prallen die Sätze wirkungslos an jener Pforte meines Menschseins ab, hinter der ein anderer Rechner mit Gold- und Geldscheingrößen operiert. Ich bestehe also weniger auf der Lösung eines Weltproblems als auf der Einlösung eines Schuldscheins. Der Freund drückt sich um die angepaßte Antwort wie die Katze um den heißen Brei herum. Schließlich schreit er mich an: Wer wird denn in Kriegszeiten seine Schulden bezahlen? und geht.

Die Frage, in der die Verneinung schon enthalten ist, gibt

mir zu denken. Ich spreche bei bekannten Geschäftsleuten vor und horche sie vorsichtig aus. Die Sache stimmt: in Kriegszeiten scheint es eine seltsame Moral zu geben, die es gewissen, nein, gewissenlosen Menschen zur angenehmen Pflicht macht, die Vorkriegsschulden noch in den Hundstagen einfrieren zu lassen. Wer weiß denn, was da alles noch passieren kann? Vielleicht trifft eine Bombe oder auch nur ein Splitterteilchen den Gläubiger. Da unsere Geldscheine in der Ewigkeit keinen Kurs haben, ist es besser, ich halte sie zurück und buche sie als unerwarteten Gewinn. Hoffentlich finden die Erben keinen Schuldschein vor!

Als ich zufällig im größeren Hörerkreis die Ehrlichkeit anrufe, wirft ein Ganzerboster, der als Gastwirt täglich volle Kassen macht, mir diese Worte zu: Sie, das finde ich gemein. In diesen Tagen, da Tausende ihre Heime verloren haben und kaum einen Hunderter ihr eigen nennen, so auf der Abtragung alter Schulden zu bestehen! Wo nähmen es die bedauernswerten Leute her, möchte ich wissen. Soziales Mitgefühl, das ist ihnen wohl ein leerer Begriff!

Da er von den Opfern des Krieges spricht, mache ich mich zum Anwalt der Entwurzelten. Hunderte von ihnen haben Tausende an Geld als Schulden bei Begüterten und Ungetroffenen ausstehen. Sie könnten das Schlimmste überstehen, wenn die Säumigen etwas weniger das liebe Ich berücksichtigen wollten. Aber jeder Schuldner wäscht sich in Unschuld die Hände und klagt den Nächsten an: Wissen Sie, Zehntausende hat er bereitliegen, wenn ... nun wenn ... Sie wissen ja! Dabei zahlt er keine Schulden und pfeift auf alle Mahnungen. Unter uns gesagt: ein Schuft ist er, ja ein Schuft! Erst gestern lachte er dem Nachbarskrämer ins Gesicht: Wer hat, der hat! Jeder sehe, wo er bleibe! Haben Sie Worte für eine solche Haltung?

Ich habe keine, weder für diese noch für jene Haltung. Es gibt ein Gesetz der Ehrlichkeit, es gibt auch eine Geschäftsmoral, deren Bestimmungen durch kein Ereignis aufgehoben werden können. Sie sind und bleiben Triebkräfte des gesunden Wirtschaftslebens. Eine Welle mag wohl eine Stockung eintreten, dann aber siegen die Mächte der Vernunft, das Leben verlangt seine Rechte wie seine Opfer, das Geld erfüllt wieder seinen natürlichen Zweck und rollt, es schließt sich der große

Kreis der Gebenden und Nehmenden, und auch die älteren Verpflichtungen werden nicht vergessen.

Wenn Luxemburg als Ganzes leben soll, dann muß auch jedes Teilchen im rechten Gleise fortlaufen, nicht nur äußerlich in Betrieben und Operationen aller Art, sondern vor allem auch innerlich in Gerechtigkeit und eindeutiger Einstellung zu den Forderungen einer lautereren Gesinnung.

Deshalb gebe ich der Frage des Freundes: Wer wird in Kriegszeiten alte Schulden begleichen? die vernehmliche Antwort:

Jeder, der ein wahrer Luxemburger ist, sofern er nicht aus Gründen höherer Gewalt von gewissen Pflichten entbunden ist!

Am 5. Juni 1940.

Die Welt sieht doch anders aus, wenn man sie, in Zeit und Raum, von anderer Warte aus betrachtet. Manchmal erschließt eine kleine Eskapade aus dem Täglichen und Gegenwärtigen uns einen Lichtpunkt im Sein, der wachsend jede Gräue überstrahlt.

Eine kleine Eskapade!

Ich habe sie am vergangenen Samstag versucht, indem ich den Lärm der Heeresstraße, der mit Wucht und Vielfalt die Geburt einer neuen Zeit verkündet, verließ und hinauf in die Mitte des Landes fuhr, wo ich vor fünfundzwanzig Jahren auch den leichten leisen Wellenschlag einer „besseren“ Weltwerdung verspürte. Vielleicht trieb mich der geheime Wunsch, den heißeren Atem von heute mit jenem, der uns 1914 oder 1915 droben an der Scheide zwischen Gutland und Ösling umwehte, in Vergleich zu bringen und an dem Unterschied den großen Fortschritt der Dinge zu ermessen.

Ich kam und sah die Häuser wie ehemals sich hinter die rötlich schimmernden Hänge ducken, als suchten sie im Kessel Schutz gegen das Dunkle, das an allen Horizonten droht, ich sah die Menschen den gleichen schweren Schritt der Schaffenden und Erdverbundenen gehen und fühlte am stärker betonten Schlag meines Herzens, daß wir niemals die Bande zerreißen können, die uns an die wahre Heimat ketten. Als mein Fuß über die karge rote Erde schritt, die immer noch die harte Arbeit aller Bebauer drei- und mehrfach belohnt hat, als ich

die jungen Halme der kommenden Ernte sich bauschen und biegen sah im Hauch des Juniwindes, da erkannte ich über aller Not und jeder Gefahr den Sinn, der alle Rettung enthält: Einsatz, Aussaat und Erwartung! Die Körner werfen wir aus, in die Zeit wie in die Felderfurchen, aber das ewige Wunder des Wachstums besorgen höhere Mächte. Sind wir nicht selber ausgesät und eingewalzt worden in die Nacht des Lebens, um uns den Weg und den Durchbruch zum Lichte zu erkämpfen? Wirre, weite Rißbahnen im Boden, irgendwie seid ihr die Spiegelung der menschlichen Sehnsucht, die nach dem Labsal des Überweltlichen lechzt!

Mit einem Male aber fand ich, als die Großmutter aus der Erinnerung in die greifbare Wirklichkeit trat, daß das Menschenantlitz unsagbar der Erde und dem Ausdruck ihrer Fruchtbarkeit verwandt ist. Viele hundert Falten und Fältlein gehen, leichten Rissen und verharschten Einritzungen gleich, durch dieses lebendige Gesicht, das die Ereignisse eines vollen Jahrhunderts in sich eingesogen hat. Ja, eines vollen Jahrhunderts! Was will es schon besagen, wenn ein winziges Lustrum am ausgewachsenen Säkulum fehlt? Die Nachwehen der immediaten Vorlebenszeit und die Schatten der kommenden Ereignisse sind eingegangen in dieses Sein, das allzuviel gesehen und ertragen hat, um an den Erschütterungen eines engen Zeitenraumes bis zu Tode zu erschrecken. So kommt die ausgereifte Ruhe aus den Augen über das ganze Gesicht; am Munde läuft sie als Lächeln zusammen, und jedes Wort, das die alte Frau mit atemschwerer Stimme hebt, scheint angesont von diesem milden herbstlichen Schein eines Lebens, das nun in Güte sich auflösen möchte.

Lauter als der Mund spricht hier das Antlitz. Wenn ich hinhöre mit den inneren Sinnen, kann ich seltsam still werden und jede Unrast ablegen, weil diese Sprache mich überzeugt von der Vergänglichkeit des Leids und seiner Ursachen.

Da ist ein Mensch, der drei Jahre zählte, als es in Deutschland zur großen Märzrevolution und zur Frankfurter Nationalversammlung kam, fünfzehn Jahre, als das werdende Reich gegen Dänemark zog, siebzehn, als Bismarck den Schleswig-Holsteinschen Zwist zur Lösung der deutschen Frage benutzte, einundzwanzig, als die Mitte zum ersten Male auf den Westen

prallte. Der Mensch ist eine schwache Frau, die doch so unbegreiflich stark war, da sie neun Dezennien und mehr auf die Schulter, auf die Seele legen und aus dem halben neunzehnten ins halb zwanzigste Jahrhundert hinüberschleppen konnte.

Keine Trauer ist ihr erspart geblieben, der Tod fiel ihr und ihren Lieben mehrmals in das Gleichmaß der Schritte, sie kannte lang die Wucht und auch die Größe der äußeren Einsamkeit, aber sie bewältigte das alles in der ungezwungenen und lautlosen Heiterkeit der Ungebrochenen, die Not und Qual sich umwandeln in seelischen Gewinn.

Als der Weltkrieg auch in ihr Taldorf einbrach und in seinen Folgen jeden einzelnen Bewohner anging, hätte sie, die Neunundsechzigjährige, gemessen mit dem Maß des Durchschnitts, hinübergehen dürfen in den großen Frieden. Aber sie war kein Durchschnittswesen, durchlief beschwingten Fußes in innerlicher Jugendlichkeit die vierjahresbreite Feuerlinie und trat gestärkt den Weg zu neuer Höhe an.

Und wieder brennt vor ihrem Blick die Welt. Ihre Augen schweifen ab von diesen mörderischen Flammen, werden hell und leuchten, von innenher genährt, ins Innere zurück. Ihr Lächeln ist unsagbar tief geworden. Tief von Wissen und Erfahrung. Ich kann nicht bis zu seinen Gründen vordringen, aber das Wesentliche wird mir dennoch klar:

Wer sich mitten in den Wirbel stellt, will es sagen, kann niemals den Kreisrand der Ereignisse in Ruhe betrachten. Du mußt es lernen, Mensch, dich geschlossenen Auges und starken Herzens eine Weile kreiseln zu lassen. Jäh wie er kommt, vergeht der Wirbel. Stimm deinen Schwung auf seinen eigenen ein, so wird er dich halten und nicht dich ausschleudern können ins Verderben! Alles Tobende ist dem Augenblick verhaftet. Morgen, übermorgen wird das alles anders sein, und zusammen werden wir die kleine törichte Angst im Herzen belächeln können. Fünfundneunzig Jahre bin ich alt; viermal hat mich der Sturm gepackt und auszulöschen gedroht. Doch wenn ich die Sturmeszeiten und ihre Dauer in Monaten berechne, wird nicht einmal ein kleiner Hunderter voll. Bezwing dich also, und du wirst das Schlimmste bezwingen!

Die ungesagten Worte einer alten, stillen Frau! Ich denke nun an all die Vielen überall im Lande, die, gleich jener,

achtzig oder neunzig Lenze erlebt haben, ohne an der gewaltigsten Prüfung zu verzweifeln. Ich grüße sie wie jene und stelle sie dem Furchtsamen und Erschrockenen, den Jugendlichen und Mutlosen mitten ins Gedächtnis. Ihre Klarheit soll eingehen in Alle, auf daß in der einen tiefen Erkenntnis die Einheit und Einigkeit der Tragenden und Ertragenden gebildet sei, die das Gegenwärtige hinnimmt als Stimulans zur Besserordnung der Zukunft.

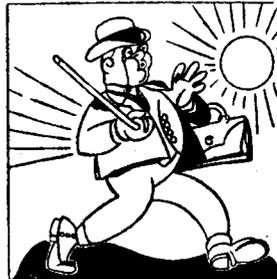
Am 7. Juni 1940.

Es ist seit etlichen Wochen mein ausgesprochenes Privatvergnügen, kleine lebendige Bilder aus den Stunden zu schneiden, gegen den Tag zu heben und an ihrem schreienden Gegensatz zu den Hintergründen der Zeit das Unverständnis über- und unterragender Persönlichkeiten festzustellen. Ein kindliches Spiel, wenn ihr wollt, doch fesselnd in seiner Naivität und köstlich in seinen Ergebnissen! Es hat nur den Nachteil, daß ich zeitweilig den Schreibtisch mit dem Fenster vertauschen muß und so bei den scharfsichtigen Objekten meines heimlichen Studiums zum Ziel erboster Blicke und unhörbar freundlicher Apostrophierungen werde. Da ich die meisten Gemütsmenschen und die Reaktion ihrer friedlichen Seelen kenne, darf ich immer wieder — zusätzliche Spannung des heiteren Spiels — die wohlwollenden Äußerungen aus dem Feuer der Augen und aus der Stellung der Lippen erraten. Der eine begnügt sich mit der Erkenntnis, daß ich ein Tagedieb bin, der andere nimmt es genauer und entdeckt in mir einen aufdringlichen Kerl, während sein Gegenspieler, der Dritte, erst den Finger an die Lippen legt, scheu dann rechtsherum, dann linksherum sich umsieht und schließlich schiefen Mundes seitwärts flüstert: Pst! Obacht geben! Er ist gewiß ein yerkappter Spitzel!

So also sehe ich aus, wenn ich der lieben Mitwelt jene Aufmerksamkeit schenke, die mir ein Fenster zum Guckloch des Seins und winzige Züge zu Offenbarern des Verborgenen machen soll. Ich tröste mich an den Dauerkämpfen der Beguckten, die es auch nicht leicht haben, um zu ihren sogenannten Lebensnotwendigkeiten zu kommen. O, sie haben es unsagbar schwerer, da ich noch nüchtern meiner Aufgabe leben kann, während sie nur zwischen acht und zehn und siebzehn

und neunzehn ihren Daseinszweck erfüllen dürfen. Wie sehr ein Rostbeaf oder ein Schlagsahnebrötchen zur Leitidee des Lebens werden kann, ersieht man aus den Aufläufen vor den Feinbäckereien und Metzgerläden in den Zeiten der Einschränkung. In den Stunden der Fülle sagt es sich schön und begeisternd: wie ist es herrlich, für den wahren Geist zu sterben! Nachher erkennt man erst, daß für viele Großsprecher der wahre Geist nur Weingeist oder irgendeine andere Substanz für den Magen gewesen ist. Kultur hat das Aussehen eines Festmahles, und Intellektualität wird wohl die Fähigkeit sein, den Kriegsbestimmungen so oder so ein Schnippchen zu schlagen.

Nein, diese Ausführungen beziehen sich keineswegs auf Alle, sondern nur auf Einzelne, von denen ich ein Spezimen an dieser Stelle beschwören möchte, wie es leibt und lebt und wie es sich an einem Eisflädchen ergetzte, nach dem Muster der unsterblichen Nachkommen Busch'scher Bubengestalten. Es handelt sich zweifellos um einen Gebildeten, da er zur makellosen Bügelfalte eine blankblitzende Mappe und darin jenes gewichtige Nichts trug, das sich in sämtlichen Ledertaschen, die morgens in die Hand und abends auf den Tisch wandern, durchaus papieren anfühlt. Das war die linksseitige Last unseres Freundes. Rechts hielt er einen Reisestock in kreisender Bewegung, bis jäh vor dem Auslagefenster einer Feinbäckerei das Spielding matt gen Boden schlug und ruhte.



Es war zwei Uhr nachmittags, die Sonne lag mit der Vollwucht ihrer Wärme auf dem kosmischen Faulbett, ein Strohhut aus Havanna legte den Hinterbord an den Rockkragen an, ein Mund verblies das Übermaß an Hitze, und ein Augenpaar ergriff Besitz von zwanzig ausgestellten Feinkuchen in Liliputformat. Bald taten Hand und Mund wie das Augenpaar, doch nur in Zwanzigstelgier. Es war zwei Uhr nachmittags, das Mittagessen lag weit zurück, die Butterbrötchen lockten verführerisch, der Geist war willig und der Magen schwach, so

durfte ein zweiter Kuchen den Weg aller Kuchen gehen. Vor dem Fenster stand mit großen Augen und bebendem Herzen ein kleines Mädchen aus irgendeinem Winkel der Vorstadt, wippte auf den Zehen auf und nieder und schluckte sichtbar das Wasser im Munde, indes der Herr mit der Bügelfalte, dem Reisestock und der Ledertasche innen seine Süßigkeit verzehrte. Nun sah er das blasse Kindergesicht am Fenster, nun stockte er eine Weile, dann wusch er seine Hände in Unschuld am weißen Taschentuch und trat zum Fräulein am Süßeisfaß.

Das Fräulein war so süß und kühl wie die Ware, die es auslöffelte und zwischen den runden Kuchenblättern fladenmächtig verstaute. Das Fräulein lächelte, der Herr lächelte zurück, trotzdem er Geldmünzen auslegen mußte, es lächelte außen das Kind. Ich glaube, daß ich selber lächelte, oben an meinem Guckloch, und im letzten Grunde des Herzens um Verzeihung bat für die Schlechtigkeit, die ich einem Menschen zugesprochen hatte, der einem armen Kinde Süßeis schenkte. Ich freute mich wie die Kleine, trat einen Schritt zurück und heftete meine Augen leuchtend an die kalte Köstlichkeit. Hob ich nicht schon leicht die Hand? Da kam der Herr, da setzte er auf den Gehsteig nieder, da bückte er sich vor, da —. Was ist das? Halt, hier, nein links, am Bordstein steht das Mädchen. Sie irren sich, mein Herr!

Er geht vorbei.

Er geht vorbei und schleckt mit unverborgenem Behagen an seiner Eisstulle. Die Sonne ist entsetzt, ein weltenschöner Kindertraum zerbrach, eine edle Tat blieb ungetan, und ein Mann des Geistes (mit Bügelfalte, Ledertasche und Reisestock) läßt seine Zunge vorschnellen, zieht sie wieder ein und findet das Leben ergötzlich kühl und süß. Herrlich ist der Mensch in seiner Güte. Der Geistige entbrennt in Liebe und denkt an sich selbst zuletzt.

Steht irgendwo die Armut an den Straßen, stumm, doch laut im Blick, dann reicht er ihr die Hand und in der Hand das Brot der Menschlichkeit.

Doch der Mann mit der Eisstulle?

Ach, das war ja nur ein wirrer Traum, geboren irgendwo im Raum meiner Seele, wo die Gegensätzlichkeit wächst und die Widerspruchslust in der Fülle gedeiht. Es ist ein unabänder-

liches Erfahrungsgesetz, daß die Geistigkeit nicht heiß laufen kann und also ihre Zuflucht nicht zum Eise nehmen muß. Herb ist ihr Wesen, jeder Süße feind.

Sehen wir in die Wirklichkeit, um überzeugt zu sein!

Am 8. Juni 1940.

In der Blütezeit des konsequenten Naturalismus war es die Sehnsucht aller Integralisten, den Menschen und der Verwickeltheit ihrer Seelen mit Hilfe der Kurzschrift beizukommen. Festhalten, was sich ausdrückt, mitschreiben, wo gesprochen wird, stille sein, wenn das Schweigen wirkt! So wollte man ins Wellenspiel des wahrhaft erfaßten Geistes eindringen.

Einigen Dichtern gelang es wirklich, auf diese Weise etliche hübsche Szenen zu gestalten, meistens freilich nur deshalb, weil sie durch irgendein ironisches Ingrediens die Dinge ins Komische hinüberzogen und so die mühsam erarbeitete Wirklichkeit im letzten Momente fälschten. Zum Glück übrigens, da der konsequente Naturalismus sämtliche Gipfel der Eintönigkeit und Langeweile erklimmt, wenn er sich mit der naturgetreuen Wiedergabe endloser Gespräche und ihrer Zwischenpausen begnügt. Dichtung ist ja wesentlich eine geklärte Verdichtung der zeit- und raumweiten Ereignisse.

Und dennoch wandelte mich gestern der Wunsch an, die musikalische Unterredung zweier Männer, die wohl dauernd die unerschütterlichen Zaungäste des Lebens bleiben werden, heimlich mitzutenographieren. Der Wunsch fand nicht deshalb keine Folge, weil die krausen, ehemals mit Müh und Not gemejsterten Zeichen meinem Gedächtnis entfallen sind, sondern eher, weil es nicht ganz gefahrlos war, die kernigen Aussprüche der Gemütskerle zu Papier zu bringen. Es blieb mir immerhin der Geist, der wohl vieles vergißt, aber manches auch für etliche Stunden wenigstens festhält. So darf ich nun, in leicht beschönigender Weise, die Essenz des Dialoges wiedergeben.

Der Erste sagte:

„All diesen klingenden Kram zerschlagen, das wäre gescheiter.“

Der Zweite besann sich eine Weile und meinte dann:

„Haben wir es nötig, gescheiter zu sein?“

Der Erste:



„Nein, ich meine ja die andern.“

Der Zweite:

„Ach so! Und was brächte es dir ein?“

Der Erste:

„Etwas Ruhe.“

Der Zweite bedächtig:

„Ja, davon kann man leben.“

Der Erste, in aufwallendem Zorn:

„Verrückt!“

Der Zweite:

„Wieso? Ich bin doch ganz normal.“

Der Erste, böse:

„Ich meine doch nicht dich, sondern den Lärm.“

Der Zweite:

„Recht hast du. Aber ich höre keinen Lärm!“

Der Erste:

„Ohren hast du, wie zugestöpselt! Panerambampam! Ist das kein Lärm?“

Der Zweite:

„Das! Nein, das ist Musik.“

Der Erste, auffahrend:

„Musik! Musik! Als ob wir jetzt Musik gebrauchen könnten! Ruhe möchten wir haben, schweigen sollte alles! Wenn die Welt voller Tränen ist, dürften Geigen und Klarinetten nicht lachen! Es gibt keine Herzen mehr, weil der Radiolärm sie taub geschlagen hat. Hunderttausend Menschen fallen auf den Schlachtfeldern, und das Sein funkt seinen Hohn ins All. Das Riesenmeer des Leides hat jedes Feld des Mitleids überschwemmt. Die Härte der Seelen ist Musik geworden, und Millionen Mäuler schreien stündlich ihr grausiges Unverständnis erst in den Tag und dann in die Nacht. Es gibt keine Echtheit des Gefühls mehr.“

Der Zweite, nickend:

„Recht hast du. All den klingenden Kram zerschlagen, das wäre gescheiter.“

Der Erste, nach einer Weile:

„Auch du hast Recht: Wir haben es nicht nötig, gescheiter zu sein.“

Die beiden nickten einträchtig die Ferne an, das Radio ließ die Ouvertüre zu den „Lustigen Weibern von Windsor“ in den Raum strömen, und in der Nähe spieen Flakgeschütze ihren Zorn in die Wolken empor. Heute morgen aber ist es stiller geworden, und ich finde Zeit und Gehör zu meinem kurzen Einwand:

Wohl, eine Ausnahmezeit mit Ausnahmezuständen verlangt eine Ausnahmehaltung. Innerlich wie äußerlich, im Ganzen wie im Teilchen. Doch darf sie niemals einen Bannfluch schleudern gegen die Musik, die aller Sprachen tiefste ist, wenn sie beseelt und vergeistigt wurde von einem Begnadeten. Kein Wort kann so der Trauer Ausdruck verleihen wie sie. Nirgends wachsen Ernst und Mitleid derart ins Urgewaltige hinauf als in ihr. Qual und Schmerz werden geheiligt durch sie, und mit starken Schwingen trägt sie uns über die Abgründe der Verzweiflung hinweg. Ihr Trost ist unerschöpflich und wunderbar. Sie verleiht uns die Kraft, das Leben fortzuleben, das uns gefangen hält, wenn sie die orpheische Weihe hat und auch die magische Echtheit der Empfindung, die selbst den Tod überwindet.

Hier sind wir äonenweit vom Jazz und seinen Abarten entfernt, die profanieren würden, was die Musik in unserem Sinne zur höchsten Würde erhebt. Klingendes Leid und tröstender Klang! Wo das Schweigen erdrücken würde, macht ihr das Schlimmste erträglich. Nur der Mensch, der Mensch muß sich eurer Größe würdig erweisen. Dann kann auch der Tod zur heiligen Musik werden, weil der Aufgeschlossene hinter der scheinbaren Sinnlosigkeit eines weltzerstörenden Vorgangs plötzlich den höheren Sinn der folgenden Dinge ahnt.

DRITTES ZWISCHENSPIEL

Sonderführer Käsbach verlangte zum letzten Male ein offenes Bekenntnis zum Reich. Ich legte ihm, nach einer Zurechtweisung unter vier Augen, das nachfolgende vor.

Er las es, zog die Augenbrauen hoch, griff zum Rotstift, ließ den zum rasenden Exekutor seines Zornes werden und schleuderte dann Stift und Bürstenabzug in die Ecke.

Nein, so ging es nicht, so auf keinen Fall.

Ich hatte eine ungeheure Verantwortung als Hauptschriftleiter der größten Zeitung des Landes und mußte in dieser „führenden“ Stellung der Wichtigkeit meines „Amtes“ und des „Gebots der Stunde“ mir bewußt sein.

Seine Geduld würde bald den Neigepunkt erreicht haben. Es gäbe nur eines: Entscheidung! Nicht etwa neuerdings im Sinne meines abgelehnten Aufsatzes, sondern nach der Seite des „Siegens“ hin.

Am 9. Juni 1940.

Ich bin nun einmal kein Politiker, der die Vielfalt der Lebensäußerungen auf den gemeinsamen Nenner einer kleinen Meinung bringen möchte, sondern erlebe, über den Parteikämpfen stehend, die Zeit und ihre Erscheinungen als ein symbolhaftes Wellenspiel, dessen bewegende, erregende oder sturmhaft peitschende Kraft der Geist ist. Alles schauen, alles einsetzen im Hinblick auf den letzten Sinn des Daseins, nicht aber unter dem Gesichtswinkel einer politischen Doktrin, die immer zugunsten mittelmäßiger Kompromisse vergewaltigt wird! Die ewige Idee zum Kernpunkt, ihre notwendigen Folgerungen zum äußeren Zirkel allen Strebens machen! Niemals den Teil, sondern immer das Ganze erfassend, ins Ganze fühlend, aus dem Ganzen schöpfend! Das schien mir stets die tiefste Erkenntnis eines Menschen zu sein, der eher mit Plato und Aristoteles als mit Parteiführern irgendwelcher Observanz die Welt im großen wie im kleinen hätte umformen wollen.

Nur das kosmische Denken wird von den jähen Aus- und Aufbrüchen irgendwo in der Mitte oder am Rande des alten Kontinents nicht bis zur Besinnungslosigkeit erschüttert. Eine Weile ist es fort- und mit hineingerissen in den Wirbel der Neuwendung, dann steht es, schweigt und sucht die rettende Lichtung, die auf andern Wegen zum alten Pol hinaufführt.

Wir stehen nun in dieser Pause des Schweigens. Während rings das Leben bis ins Fleisch der immergültigen Gedanken aufgewühlt ist, reagieren wir — für einen Augenblick — nicht mehr auf den Anruf der treibenden Mächte, sondern suchen aus der Benommenheit zu steigen und den Orientierungssinn zur Ruhe zu bringen. Das ist ein Kampf mit uns selber; ehe wir uns äußern dürfen, müssen wir innerlich mit uns fertig sein. Dann aber verlangt die luxemburgische Offenheit gebieterisch das Wort zu diesen Ausführungen:

Das Neue, das uns einbezogen hat in seinen Kreislauf, will uns seinen inneren Gesetzen anpassen. Vergißt es nicht dabei das größere Naturgesetz vom Beharrungsvermögen in der Ruhe wie in der Bewegung? Der Rhythmus unseres gewohnten

Lebens läßt sich nicht im Nu in einen beschwingteren hinüberführen, ebensowenig wie die Erbmasse unserer völkischen Eigenart sich bis in die Atomteilchen des Nationalcharakters zertrümmern und dann zu einem Anderssein im selben Kleid und in der gleichen Landschaft umbilden läßt. Das ist eine Frage der Formung. Formung aber will Zeit zu Wuchs und Werden.

Ich möchte mich mit einem imaginären Freunde, der aus Deutschland zu uns herübergekommen ist, auseinandersetzen über einige Irrtümer, die mir symptomatisch zu sein scheinen für die Haltung des gesamten Deutschtums. Ich darf mich da auf einige Erlebnisse berufen, die ich zwischen Köln und Berlin wie zwischen Wien und Frankfurt sammeln konnte; ja, kürzlich



ging noch ein Offizier meinen Buben mit der Frage an, ob er denn auch schon deutsch spräche. Leider konnte der Kleine, der mit vier Jahren seine eigene Muttersprache gefällig zu sprechen beginnt, nicht eigenmündig antworten, sodaß ich mich gezwungen sah, dem freundlichen Soldaten ein Kolleg über unsere Sprachverhältnisse zu halten und ihm, wie früher vielen andern, den gewaltigen Irrtum,

wir redeten französisch unter uns, sehr gründlich zu Ohren zu führen. Es gibt drüben, ich weiß nicht aus welchen Gründen, die festgewurzelte Meinung, das Luxemburgische sei derart „westlerisch orientiert“ gewesen, daß im Laufe von etlichen Jahrzehnten die Seele unseres Volkes total verfälscht worden sei. Unser Kulturleben habe alle Bindungen und Saugfasern nach dem Reich und dessen Geisteszentren abgerissen, um sich einseitig an das Französische, wenn nicht gar an das Englische anzulehnen.

Die Folge einer solchen widernatürlichen Haltung wäre die Verkümmerng unserer Eigenart gewesen. Allen Bestrebungen, gutgemeinten wie spekulierenden, uns vorbehaltlos in Fühlen und Denken an Frankreich — England ist in jeder Hinsicht ausgeschlossen — anzugliedern, widersetzte sich unser geistiger

Selbsterhaltungstrieb. Im Wurzelstock sind wir wesentlich deutsch. Schicksal und Wirtschaftsleben zwangen in natürlichem Wachstum ein Hinüberlehnen in den gallischen Bereich, so wie unsere Landschaft und unser Eingeschlossensein im Schnittpunkt zweier Kulturen die Besonderheit unserer Sprachen bestimmten. Ist es nicht aber ein bezeichnendes Faktum, daß wir, sobald wir dem tieferen, dem inneren Leben und den höheren Gedanken Ausdruck geben wollen, das Deutsche bevorzugen? Äußert sich darin nicht jener Zug und Drang des Lebendigen, das die Nachkommen immer wieder zu den Quellen des Urmütterlichen treibt? Soll in der Wahl der Schriftsprache nicht auch zugleich die mitnährende Kultur bezeichnet sein? Wer uns geistig töten will, verbaue uns den Weg nach Osten. Wer die meisten unserer Dichter und Schriftsteller zum Schweigen und zur Unfruchtbarkeit verdammen möchte, braucht nur den Strom zu unterbinden, der aus den deutschen Gauen herüberkommt.

Aus diesen Kulturbedingungen erklärt sich unsere Haltung, die, sofern sie unpolitisch war, dem Deutschtum die große Ehre gab, die ihm gebührte. Ich schlage unsere Zeitungen auf und kann es für jeden Tag an jeder Seite belegen. Vielleicht ist, vom Engpolitischen her gesehen, ein Korrektiv in Nebensächlichkeiten und in Randerscheinungen möglich. So ehrlich und willig ist der Luxemburger, daß er keiner klaren Einsicht zuwiderhandelt. Seine Natur will eher eine Entscheidung für die geistige Freiheit in der Autorität als für eine Nivellierung des Geistes in der Anarchie. Aus Liebe zur Heimat und aus Begeisterung zur Ordnung im großen Sinne schließt er sich dem Dänen Kierkegaard — auch ein wesentlich Deutscher im Geiste — an, der vor hundert Jahren bereits die Wahrheit ausgesprochen hat, die auch unsern Tagen eingebrannt werden müßte:

„Daß die Welt um Gottes- und Himmelswillen von denen regiert werden soll, die dazu tauglich und berufen sind, daß sie, Gott fürchtend, fest stehen möchten, nur eines wollend: das Gute!“

Letzten Endes dieses Gute zu wollen, ist seit jeher eine luxemburgische Nationaleigenschaft gewesen. Sie soll es bleiben, wie in alter, so in neuer Zeit.

Am 10. Juni 1940.

Seitdem ich erkannt habe, daß die vielgerühmte Intelligenz eines Menschen wesentlich das Produkt seiner eigenen Einbildung ist, glaube ich an die Läuterungskraft des Krieges. Ich habe — unter anderm natürlich — an die Fähigkeit meines Ohres geglaubt, den Wuchs des Grases und das Flügelstreichen einer Schwalbe wie das Knistern eines Baumblattes im Lodern des Mittagsonnenstrahles einzufangen. Selbst dort, wo ich diese Dinge und ihre Handlungen zu metaphorischen Zwecken verwandte, wollte ich von meiner phänomenalen Hellhörigkeit überzeugt bleiben und ihr zu Dank einmal, fern vielleicht an meinem Lebensabend, das große „Exegi monumentum“ anstimmen. Nun ist das Denkmal vor der Errichtung zertrümmert, Menschen und Maschinen bemühen sich unausgesetzt, mir das persönliche Unvermögen bald als Kleingeistigkeit, bald als end- und sinnlose Stotterei und bald als geistige Taubheit ins Bewußtsein zu heben, und lebensfrohe Hosenmätze zeigen mir am Rande ihrer neuen Spiele nach, daß auch mein leibliches Ohr zu groß ist für die wesentlichen Geräusche dieser Welt und ihrer hohen Zeit. So lebe ich, mit vielen andern, an den entscheidenden Dingen vorbei, ein Wesen, das die Sprache des Augenblicks vielleicht verstehen würde, wenn es sie zu hören vermöchte. Da es nur Donnern und Surren vernimmt, wo Eisenschöpfungen jaulen, bellen, zischen, heulen, drohen, melden, schreien, grollen, fauchen, tönen, pfeifen und in den Raum grapschen, kommt es niemals der Hundertfältigkeit des Kriegsseins bei. In dieser Verfassung läßt sich der laute und beschwingte Rhythmus der mit vollen Registern orgelnden Gegenwart kaum erfassen.

Ich nehme also an meiner Einbildung die notwendigen Abstriche vor und bewundere die Aufgeschlossenheit der Hosenmätze, die auf meiner Hofmauer Beinebaumeln üben, mit aller Hingabe strategische Betrachtungen anstellen und im übrigen ganz Ohr sind für den Lärm zwischen Himmel und Erde. Hier drängt sich gleich eine Korrektur auf, da ich Lärm nenne, was ihnen mehr ist. Eine Weile stockt ihr wirrer Redefuß, die rechten Ohrmuscheln gehen ruckweise, wie auf Kommando, in die Höhe, fern, ganz ferne steigt ein dumpfes Surren auf, dann läßt der erste der Kleinen sachlich kühl die Bemerkung fallen:

„Drei Messerschmitt!“

Ich glaube nicht aufs Wort und warte die Dinge ab, die sich nähern. Sie kommen, da sind sie schon, da jagen sie hin: wahrhaftig, drei deutsche Schnellflieger!

Ich habe Muße, den Jungen innerlich meine Hochachtung auszusprechen und mich selber unverblümt einen Trottel in technischen Dingen zu nennen. Mitten in meine schönste Betrachtung fällt ein Schuß. Die Buben fahren wie getroffen empor. Hoch stelzen sie über das Mauerdach und suchen, beschatteten Auges, die freien Himmelswege ab.



„Schwere Flak!“ stellen sie fest, ehe ein Knattern in nächster Nähe ihre Worte abreißt.

„Kleine Zwillingssflaggewehre!“ schreit dann einer. Die andern finden die Bemerkung überflüssig. Stärker als die Schüsse fesseln sie die Maschinen, die fliegengroß in blauester Höhe daherstreichen, kaum sichtbar, kaum vernehmbar und dennoch den Kleinen erkenntlich.

„Engländer!“ sagen sie, mit der Miene und dem Tonfall eines Ansagers, der unbeteiligten Herzens Namen von den vorgelegten Karten liest. Nach einer Weile wollen sie gar die Fabrikmarke erkannt haben. Doch teilen sich die Ansichten, da die Mehrheit sich für „Hurricane“, die Minderheit für „Spitfire“ entscheidet. Der Meinungskampf bleibt vorerst unentschieden, dann aber kommen sie in der Erkenntnis, daß die Staffel zur Hälfte aus diesen, zur Hälfte aus jenen Maschinen bestand, zur Ruhe.

Ich pirsche mich wie absichtslos an die Rotte heran, finde meine forcierte Jovialität mit Mißtrauen belohnt und heimse auf meine laienhaften Fragen über die Flugzeugtypen, ihre Geschwindigkeiten und ihren Aktionsradius ein höhnisches Lächeln und die knappe Antwort: „Das weiß doch heute jedes Kind!“ ein. „Natürlich“, sage ich, „das weiß doch heute jedes Kind.“ Aber ich hüte mich wohl, meinen Gedankengang ebensolaut fortzusetzen und zu verraten, daß es Zeiten gibt, in denen die Erwachsenen dümmer sind als Kinder. Zum Glück

werde ich einer weiteren Äußerung durch einige doppelt-schallende Sprengschüsse enthoben.

„Du lieber Himmel!“ rufe ich aus, „Bomben in der Nähe!“

Die Hosenmätze lachen aus vollen Hälsen und nähren ihre wachsende Heiterkeit an meinem plötzlichen Betroffensein.

„Bomben!“ johlen sie in bübischer Ausgelassenheit. „Bomben! Hahaha! Wo es doch nur Kanonenschüsse sind, schwerkalibrige Kanonenschüsse!“

Ich trete, aus strategisch-pädagogischen Gründen, einen geordneten Rückzug an und gehe in meiner Schreibstube in Deckung. Vergebens, da auch dort die Erkenntnis schlagkräftig über mich kommt und mir verrät, daß wir, die Jugend von gestern, die Jungen von 1914, nicht mehr mit den Jungen von 1940 in der gleichen Sphäre, in derselben Atmosphäre wohnen. Wir bemühten uns zu sehr, die Namen der Dichter, Philosophen und großen Männer in uns aufzunehmen. Sie verlieren all ihr Sinnen und Sehen an die Maschinen. Die Technik ist wichtiger als die Idee geworden. Ideen gehen leis und langsam wie Schatten, die Technik baut Dinge, die wuchten und fliegen. Sie ändern die Rillen im Antlitz der Welt. Sie schaffen Raum dem Neuen und Gewaltigen.

Unsere Jugend ist wie jede Jugend dem Neuen zugewandt. Ist das nicht ihre Bestimmung und ihre Berufung zugleich?

Am 11. Juni 1940.

Die Welt in Brand! Aus ungezählten Lohen springt der heiße Tod das Leben an. Verderben lauert im Wunderspiel der Farben. Der Glanz des Tages ist das Hochzeitskleid des Sterbenden. Ach, daß die Dinge noch leuchten, daß die Räume noch im Überlichte schwingen können, wo das Jugendliche langsam vergehen muß. Tragisch ist das Sein, in der Größe wie in der Kleinheit. Und wir, die wir nicht gezeichnet sind, sondern dauernd dem Verfall ins Antlitz blicken, stehen schwach und machtlos an den Rändern, die das Reich des Vergangenen und Vergehenden in weiten unerfaßlichen Bogen umlaufen. Wo soll das Ende, wo der Beginn des Gestillten und des Wuchsfrohen sein?

Das ist die Frage, die in diesen Tagen, tausendfach geformt und tausendfach mit Bangnis gefüllt, in den Herzen aller

Zukunftsbedenker aufsteigt. Nein, sie berührt in keiner Weise die Kriegsereignisse, sondern hat nur das Pflanzenreich und die endlose Junihitze im Sinn. Es geht vom Allerweltsgespräch in schlimmen und in weniger schlimmen Zeiten, vom Wetter also die große Rede, deren Unterton freilich nicht die Sorge leugnen kann, die im gleichen Zugriff ins Morgen hinein die mageren Ernten wie die furchtbaren Kampfsergebnisse umarmt.

Ich bin auf dem Lande daheim, ich kenne die wortlose Qual, die sich in allen Bauernseelen Raum schafft, ich weiß die flüchtigen Blicke wohl zu deuten, die jedes Wölklein am Himmel betasten und, wie weiland Moses die Felsen, anschlagen möchten, damit dem Durst der Erde endlich ein Ende bereitet werde. Wohl donnern die Höhen in ungewohnter Stärke und in unermüdlicher Wiederkehr, aber es will den Werken aus Menschenhand nicht gelingen, den Blitz ins All zu schleudern, daß er im Trennen und Zusammenschlag die ewige Labsal des Strömenden erzeuge. Dieser Donner trägt den Tod, der andere aber verheißt, noch in seiner urhaft drohenden Gefahr, das Leben.

Es ist mir im Ausklang der vergangenen Woche von irgendwoher ein Hochgesang auf den Sommer zugestellt worden. Im Untertitel heißt er: Das Bild des Juni, im Wesentlichen möchte er die Herrlichkeiten unseres blühenden Sommers in einer überschwänglichen Beschreibung festhalten. Das geht dann so: „Der Juni bringt Fülle! Die Mannigfaltigkeit der Farben und der Formenreichtum wirken überwältigend. Der Sommer schmeichelt sich ins Herz, mit seinen Pflanzen, seinen Tieren, macht es weit und aufnahmebereit. Trinkt, o Augen, was die Wimper hält von dem goldenen Überfluß der Welt!“

Das ist die Weekendpoesie eines Prosaischen, dem es sogar gelingen könnte, die echte Lyrik eines Gottfried Keller in Verruf zu bringen. Immerhin habe ich mir, auf seinen Preisgesang hin, die goldene Fülle des schmeichelnden Sommers angesehen. Ich fühle mich daraufhin den Bauern in der Mächtigkeit ihrer Betrübnis verwandt. Meine Kohlsetzlinge gilben in der Erde. Erbsen und Bohnen blicken schläfrig gegen den erbarmungslosen Himmel, das Möhrenbeetchen treibt auf kahler Glatze etliche grüne Blattfasern empor, und der Kartoffelgrund will bessere Tage und bewegtere Stunden abwarten, ehe er die Knollen üppiger ins Kraut schießen läßt.

In der Mitte des vergangenen Sonntagnachmittags vernahm ich den Ruf des freien Feldes. Ich ging ihm nach und hörte ein flammenhaftes, flammenhartes Knistern durch das Behaltene gehen. Es klang wie ein Todesbrand, der von Ackerfrucht zu Ackerfrucht hinübersprang und seine unsichtbaren Lavawellen auf das Erdreich ausgoß, daß es barst und riß. So lag der Grund wie ein röchelndes Wesen mit halbgeöffneten Lippen. Wohl trugen alle Pflanzen noch die bunte Farbigkeit des Lebens, aber ich spürte, wie doch jedes einzelne Blatt sich leis mit einem grauen feinen Flaum überzog, der an Staub gemahnte, aber auch an die Welkheit des Vergehenden erinnerte. Vor allem: der Boden war verstummt. Die wunderbare, nicht hör-, doch ahnbare Sprache der steigenden und fallenden Säfte schien gestorben. Was sich regte und lärmte, war obergründig. Die Wurzelmächte schwiegen, indes im allzuklaren Blau des Himmels die Boten des Todes ihre hohen Straßen zogen. Die Ferne raste, doch die Nähe lauschte in andere Weiten nach feineren Geräuschen, die einmal in Rauschen und Rieseln ausbrechen mußten, um den Tötenden das Leben zu erhalten.

So mündet, über alle Wege, selbst die entlegenen und verlorenen, das Gespräch hinab in den Krieg. Nicht einmal das ewig fruchtbare, immer neutrale Wetterthema vermag unser Fühlen und Denken kaltzustellen in einem Raum, der die furchtbare Größe des Augenblicks vergessen ließe. In diesem wie in jenem haben wir die Zukunft im Sinn. Drüben, in der kommenden Zeit, hält sich alles. Not oder ihr Gegenteil hängt vom einen wie vom andern ab.

Doch außer der leisen Bangnis vor dem unerkennbaren Morgen bleibt uns immer noch die strahlende Schönheit der Gegenwart und die Hoffnung, daß sich alles doch zum Guten wenden wird.

Am 12. Juni 1940.

Ich möchte nicht behaupten, daß die Neugierde, selbst in ihrem höchsten Wirkungsgrad, eine luxemburgische Tugend, noch weniger aber unser nationales Laster sei. Wenn ich mich bewogen fühle, ihre Äußerungen und deren Folgen an einem typischen Beispiel unserer Tage nachzuweisen, dann gehorche ich mehr dem Drang des schau- und sprachfrohen Erzählers

als dem Trieb des heimlichen Satirikers, der aus jeder Lebensregung ein bißchen Spottlust herausschlägt. Am Ende meiner kleinen, aber wahren Geschichte hat es wohl den Anschein, als sei ein warnender Finger erhoben worden, aber das ist nur die unbeabsichtigte Bewegung eines Mannes, der das Moralisieren nicht lassen kann, obschon er — wir werden sehen — die Fehler selbst begeht, die er bei den andern Menschen ausmerzen möchte.

Die Dinge trugen sich kürzlich abends zu, als die Dämmerung ins Dunkel abzufließen begann. Über allen Wipfeln wollte die Ruhe aufsteigen und die Welt unter ihre warmen Fittiche nehmen. Erschrocken hielt sie jäh im Aufflug ein und lauschte in die Ferne hinüber. Die Ferne war noch nicht bereit, sich einzukuscheln in das weiche Schweigen. Die Ferne sang, die Ferne war erregt und warf ihre Erregungen in die Nähe herüber. Ein Motor dröhnte im grauen Schoß einer Abendwolke. Ein fremder Flieger kreiste über der Friedlichkeit einer Landschaft, die mit einem Male in Aufruhr geriet und ihrer Entrüstung einen mehrstimmig flakenden Ausdruck verlieh. Der Abend war schön in seinem flammenden Zorn. Eigentlich schossen nur Leuchtkugeln ins Unbegrenzte des Raumes und hauchten dort, wo sie starben, ihre rauchdunkle Seele sichtbar aus.

Als dergestalt der Abend seine Innigkeit verlor, traten auch die Menschen aus ihrer Verhaltenheit auf die verlassenen Straßen und genossen das Schauspiel wie ein bengalisches Lichtwerk. Herr Icks schlug vor Entzücken Feuer und brannte sich seinen Bauernkanaster an. Frau Süß trat mit Tasse und Wischlappen vor und hatte die Brille nicht vergessen. Der Emmbauer trommelte seine Buben aus dem Schlaf, die Büglerin stellte sich in Schlafmantel und Nachthaube, dem Kolonialwarenhändler fiel der Topfkrämer ein, den er rechtzeitig ins Freie locken konnte, der Wirt zur goldenen Traube hißte sich auf die Querstange seiner Wetterfahne, um die Vorgänge in allen Phasen zu betrachten, und der Maurer lehnte sich breitrückig gegen das Scheunentor und den Klebezettel, der in Befehlsform das Aufsuchen von Schutzräumen beim Aufbegehren der Flakgeschütze verlangte.

Es war ein herrlicher Abend, an dem man, außer in den

Sternen, nicht mehr zu lesen imstande war, unausgesetzt rasten die leuchtenden Kugeln fliegerwärts, Türen und Fenster zitterten auf, die Mauern waren erschüttert, und die Zuschauer so grauslich durchschauert, daß sie keinen Sinn mehr hatten für die Gefahr, die um sie lauerte, und für die möglichen Folgen der glühenden Geschosse.

War es Neugierde, die in diesen Leuten jede Überlegung ausgeschaltet hatte?

War es mehr oder war es weniger als das?

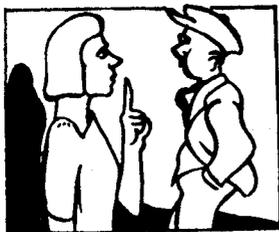
Ich möchte meiner eigenen Frage die Antwort vorenthalten, weil ich nicht zu Gericht sitzen will über einige Nachbarn, die nicht alle Tage den Krieg aus nächster Nähe erleben.

Und übrigens: stand ich nicht mit ihnen auf derselben Stufe der Schuld, da ich, vom offenen Fenster aus, die Dinge in all ihren Phasen verfolgte und wieder einmal der guten Einsicht meiner besseren Hälfte zuwiderhandelte, die im Keller saß?

Nachher freilich habe ich ihr ein altes Gelöbnis feierlich erneuert.

Ich werde es halten, bei Gott, ich werde es halten. Denn als ich heute morgen in den Vorhof trat, fiel mein Auge auf ein seltsam geformtes Eisenstück mit wunderbar groben und sägezahnartigen Rißflächen. Ich hob es auf und betrachtete es mit allen Zeichen des Interesses, wenn auch mit unbegreifenden Laienblicken.

Sieh mal an, sagte ich, wo das Dinglein wohl herkommen mag? Meine Frau enthob mich der Antwort.



Da hast du's! rief sie. Etwas weiter nach rechts, und du wärest ein toter Mann! Ach Gott, bist du vernagelt, daß du nicht einen Granatensplitter von einem nüchternen Eisenstück unterscheiden kannst! Jetzt werde ich Schluß machen! Punkt nun Uhr werde ich die Eisenläden vorlegen und die Türen verriegeln!

Auf Wiedersehn!

Nun möchte ich bloß wissen, wie Frau Süß die Dinge sieht, und ob auch die Emmbäuerin ihrem Liebsten dieselbe resolute Seite zeigen wird.

VIERTES ZWISCHENSPIEL

Mich trieb ein Teufelchen, einmal den Zensurpäpsten einen Streich zu spielen und den wachen Geistern der Heimat die Hoffnung und den Glauben unserer Redaktion an den Sieg der Alliierten und der gerechten Idee offen zum Ausdruck zu bringen, ohne daß der Rotstift meine Ausführungen zu stark beschnitt.

Es war ein Wagnis, aber es gelang.

Die öde, aber wortgewaltige Überheblichkeit der Bedrücker merkte nicht die geheime Absicht und ließ die lächelnde unerkannt passieren.

Freilich trug sie einen Schleier und war in ihrer Tarnung nur schwer zu erkennen.

Am 14. Juni 1940.

Seit einigen Wochen lebe ich mit meinem Rundfunkhörerapparat auf dem Kriegsfuß, soweit man das bei einem Wunderding der Technik kann, ohne sich und seinen Ruf durch den übermäßigen Gebrauch eines schiefen Bildes zu gefährden. Nun habe ich doch seit Jahren mich bemüht, den hauptsächlichlichen Sprachen der Welt hinter die dunkelsten Geheimnisse zu kommen, um aus ihren Offenbarungen den Geist des Lebens und den Sinn des funkenden, klingenden, sagenden, singenden Seins zu begreifen, und jetzt können wir uns weniger denn je verstehen. Nichts ist komplizierter als die Existenz eines Menschen, der sich die Dinge leicht machen möchte, um der Rätselschwere unserer Tage auf den Pelz zu rücken. Für dieses Wagnis rächt sich der fluide Kosmos dadurch, daß er mir gehörig auf den Nerven spielen läßt. Schlag um Schlag, scheint hier die Parole zu sein, und daran erkenne ich wieder, daß wir uns im Krieg befinden.

Sehen Sie, da wandelt mich in einer Stunde, in der ich schmerzhaft die Stummheit aller Fernen als Antwort auf hundert große Fragen empfinde, die unbändige Lust an, eine Menschenstimme aus dem Irgendwo des Raumes hereinzuholen in meine enge Einsamkeit. Ich tue es, lasse in einem kurzen Dreh den Schalterknopf um einen Grad sich fortbewegen und fühle, wie meine Seele in der Erwartung warm wird, genau wie das Lampengefüge im Holzkörper des Apparates. Nun hebt das Unbekannte zu schwingen an, heimlich summt die Stille mit, dann öffnet das Unsichtbare den Mund und spricht.

Doch nein, es pfeift. Es pfeift auf Welt und Sein und Sprache, springt schrillen Schreies der Klarheit ins Gesicht und freut sich gassenbubenhaft der Entformung des Verständlichen. Auf und nieder wogt die gepiffene Symphonie, die Takt und Halt verloren hat, nun dehnt sie sich, nun täuscht sie Morses Lautschrift vor und hat doch keinen Sinn, nun setzt sie aus und wird Getöse, als rasten sechsunddreißig Maschinen zu gleicher Zeit im Zimmer, nun erschrickt sie gar vor der eigenen Ungezügelmtheit, nimmt zivilisiertere, also menschenlautähnliche Klangformen an und tönt unausgesetzt wie Uarruarruarruarr... und weiter so ad infinitum.

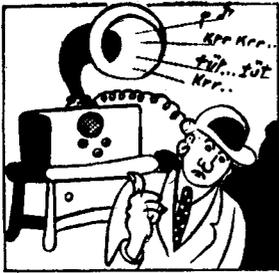
So schön und reich ist das Hören, selbst wenn wir aller Störer Meisterin, die Atmosphäre, übersehen. Leider hat die eine wunderbare Fertigkeit, sich dem Widerspenstigen aufzudrängen und ihre Fähigkeiten in den rechten Ton zu stellen. Hier spricht nicht mehr auf dem Fünfmeterband der Kurzwelligensender Soundso, sondern Frau Atmosphäre persönlich, die Raum braucht für ihre seelischen Spannungen und ein Sprachrohr, das ihre geistigen Entladungen vermillionenfacht. Krrrkrachkrrr ... krrrkrrr ... krr!

Ein Glück, daß wenigstens der Kosmos Mann genug ist, um angesichts dieses Wirrwarrs und der brüllenden Impetuosität des Hirn- und Gedankenlosen weiblichen Geschlechts: Störung, Atmosphäre männlich zu schweigen. Das kann uns immer noch mit unserm viril ertragenen Schicksal aussöhnen, obwohl auch die Technik beweist, daß die Welt ein Chaos geworden ist, das in seinem lautesten Ausdruck: im Rundfunk an die großen Ereignisse beim Turmbau zu Babel erinnert.

Seitdem das Radio die Sprachen aus ihren Sonderkammern befreit hat, brechen die losgelassenen haltlos in die Welt. Alle Sender sprechen alle Sprachen, und alle reden an allen vorbei. Hundert Zungen rufen uns verschieden an, aber wir hören keine Worte mehr. Jeder Winkel des Seins ist Schrei geworden. Wo wir die Funkhähne öffnen, schießt in gischtenden Strahlen die endlose Kakophonie ins Endlose empor. Ich kann nicht mehr. Ich schließe die Druckknöpfe ab und lasse meine Sehnsucht niederfallen in die grundlose Tiefe des Schweigens.

Die Sehnsucht, einmal wieder eine ruhige, klare, haß- und hetzlose Menschenstimme zu vernehmen, die schlicht und ohne Pathos acht Sätze formt, die einen Sinn haben und verraten, daß trotz allem der Menscheng Geist noch tätig ist. Ich verlange keine philosophischen Deutungen, nein, ich gäbe mich zufrieden mit einem störungslosen Exkurs über die Nervenreaktionen des Laubfrosches oder einem Herzengruß von der andern Seite.

Vielleicht wage ich den Versuch in tiefster Nacht, wenn alles schläft und nur das Lagerlose, der vogelfreie Geist noch raunen darf. Zaudernd stehe ich, sanfte windet sich der Knopf unter dem Zugriff meiner bebenden Finger. Da —:



„...Neuordnung der krrr.. krrr..
krachkrkr... Kolonien... tüt, tüt,
tütüt, tüt... revocabili... rrrrrrruu
...la guerra... uaruaruaruaruar-
krruarua... spirit of resolution...
ta, tata, tatata, tata, ta... siegt...
krrkr... uaruaruar... pensiero...
krachkr...“

Aus!

Der Krieg geht weiter

Am 15. Juni 1940.

Ich möchte mich für heute mit einer kleinen spannenden Geschichte begnügen, von der ich nicht aussagen will, ob sie wahr und wirklich geschehen ist, die aber möglich wäre in jeder Gemeinschaft, wo selbstsüchtige Gesellen noch im Notraum der Armut einzig ihre Herzensgeige zu spielen wünschen. Sie geben vor, der Caritas zu dienen und die Leidenden zu trösten, aber sie bringen es fertig, ihre edle Absicht mit einem guten Geschäftchen auf den selben Nenner zu setzen, ohne daß der Laie es merkt und der Fachmann sich wundern darf. Für Nächstenliebe haben sie eine Patentabkürzung, und die klingt wie „ich“, aber groß geschrieben, ihre Hilfsbereitschaft ist nur das besser klingende Wort für Ernteabsicht, und alle bedrückenden Randerscheinungen des Krieges können letzten Endes nichts mehr sein als hoch willkommene Entschuldigungsgründe für ihr verborgenes Tun und ihr öffentliches Lassen. Was ihnen Kaffee ist, soll den andern Ersatz sein, — damit wären wir zu unserer Geschichte gekommen, die wohl köstlich sein mag wie die schwarzbraune Frucht, doch auch so herb wie der ungemilchte Trank, den sie ergibt.

Da wurden also einer Ortschaft zwanzig vollgemessene Pfund der duftig gerösteten Santoskörner zur Verfügung gestellt, damit auch die Evakuierten dann und wann ein Schälchen echten Morgentranke genießen könnten. Die Absicht war lobenswert, doch hatten die Schenkgeber nicht mit der Fixigkeit gewisser Kreise gerechnet, die jede einfache Handlung vorerst in ein Problem umwandeln, um nach vielen Beratungen und mancherlei Geschrei den ursprünglich gewollten Zweck auch

glatt zu verfehlen. Leicht ist das nicht, aber es finden sich immer wieder Männer, die selbst das Schwerste ertragen, sofern es im Ertrag nicht vom Gewichte verliert.

Ein solcher Mann, der übrigens seine Eignung für die rasche Lösung sehr verzwickter Aufgaben bereits erprobt hatte, wagte sich an das schwierige Problem. Ich bin nur ein ausgekochter Laie ohne Erfindungsgabe und hätte deshalb in einem einzigen, wohl unüberlegten Gestus der Volksküche jene duftende Sendung übergeben und später „Prosit!“ gesagt. Unser Problembezwinger sagte vorher „Prosit“, aber es klang wie „Profit“, überlegte drei Weilen, kam zu einem Ergebnis und zog drei andere Männer ins Vertrauen. Mit dieser Tat begann das Geheimnis um die brasilianischen Kaffeebohnen.

Als nämlich anderntags die beglückten Volksküchenleiter das zwanzigpfündige Donum in Empfang nahmen und auf seine Duftstärke prüften, kam ihnen etwas Sonderbares zu Geruch. Dieses Sonderbare roch gewiß nicht nach garantiert echten „Brasil“ oder „Santos“, sondern nach weniger exotischen Früchten. Als die Hüllen vom Paket gefallen waren, wurde eine wunderbare Verwandlung offenbar: die Kaffeebohnen waren zur Größe von Malzfrüchten eingeschrumpft und bemühten sich recht und schlecht dennoch kaffeemäßig zu duften. Die weiteren Geschicke des Braustoffes verschweigt unsere Geschichte, um sich zur Enthüllung des Unerklärlichen noch eine Weile mit einem dunklen Gerüchte zu beschäftigen.

Es geht die Mär, die echten Santos seien gevierteilt worden und den Weg alles Fließenden gegangen, das nicht das Endziel erreichen kann, weil gewisse Fluchtöffnungen eine heimliche



Umleitung ermöglichen. Die „vox populi“ darf die Auffänger, die im Dunkeln scheffelten, mit Namen nennen und die Tatsache, daß die Kaffeebohnenfreunde sowohl in Ehren als

auch in Gelddingen zu den Ersten und Obersten der Gemeinde gehören, in kaustischer Weise kommentieren. Sie tut es nachdrücklich und liefert so den Genannten zum schwarzen Trank die fette Milch. Ja, sie gibt sogar der Höflichkeit die Ehre und ruft den Armen, denen es der Herr wohl nicht im Schlafe, doch mitten in der Nacht gibt, ein kräftiges „Wohl bekomm's!“ zu.

Womit auch wir unser Geschichtlein beenden wollen, ohne des Duftes zu achten, den es zurückläßt und der von ferneher weniger an echte Santos als an den penetranten Geruch der Unheiligkeit von Patronen erinnert, die der klarblickende Sprachgebrauch immerhin sauber nennt.

So kann sogar der Kaffeebohnenextrakt zur Spiegelfläche des Seins werden. Viele, die sich darüberbeugen, werden ohne weiteres entlarvt; ein Irrtum ist ausgeschlossen: in Geist und Herz und Seele sind sie viel zu klein für unsere große Zeit. Gießen wir etwas Spott zur Flüssigkeit in ihrer Schale; und sie gehen unter in der gefärbten Wässerigkeit eines Liebings-trankes, der das äußere Bild ihrer inneren Haltung ist.

Am 17. Juni 1940.

Wenn ich eines wünschen dürfte und mir selber diesen Wunsch erfüllen könnte, würde ich jedem Menschen in aller Welt die große Erkenntnis vermitteln, daß im Brennpunkt der Zeit und im Ausgang des Riesenkampfes unserer Tage die Idee steht; und daß es keinen schreienderen Gegensatz geben kann, als die Kluft zwischen der Einsatzforderung des Geistigen und der Haltung mancher Leute, die ausschließlich der Materie verfallen sind.

Die Materie: das ist für Viele eine Sammlung Eßwaren und eine möglichst umfangreiche Banknotenkollektion. Einige verbinden diesen Begriff untrennbar mit einem gewissen Quantum Räucherwurst und seiner dauernden Wertsteigerung; unter der strategischen Ausnutzung aller günstigen Zeitumstände und sehr undurchsichtiger Beziehungen. Schon die alten Lateiner, die undsoweiter undsoweiter (siehe Tertianeraufsätze und Chrie-abhandlungen), sagten durchaus richtig: Primum vivere, deinde philosophari. Was wir, im Sinne der Materialisten, frei übersetzen dürften mit den Worten: Erst satt essen, dann ein

bißchen dösen und wieder von vorne beginnen! Es soll ja Vertreter der Menschenspezies geben, deren Weltanschauung gleichbedeutend ist mit Bauchbetrachtung. Womöglich verlegen sie die Betrachtung nach innen, indem sie die fetten Augen einer Hühnersuppe ihrem Zwecke dienstbar machen und es so allmählich zu einer mächtigen Weiterung des Horizontes bringen. Andere sind noch heller und nutzen jede Weltanschauung, die derart ins Stoffliche zielt, für ihr Geschäftchen aus. Die machen es demnach umgekehrt: primum philosophari, deinde vivere: Erst spekulieren, dann sich die Anstrengung bezahlen lassen! Es gibt keine schönere Philosophie.

Eine Zeit, in der die Denker aussterben, läßt solche Philosophen groß und ihre Lehre allen teuer werden. Ein Freund hat es erfahren, als er kürzlich einen Wurstkreis erstehen ließ, der früher elf, jetzt aber dreiundzwanzig Franken kostete. Weshalb diesen jähen Aufschlag? Weil die Welt erkannt hat, daß eine Metzgerphantasie die köstlichsten Gedanken zeitigt, und daß die Produkte des Schlächterberufes den Geist am sichersten an das beruhigte Ufer des Seins bringen. So wird der ewige Hunger der Welt und ihrer Allzuweltlichen, der des Geldbeutels und jener des Magens, gleichzeitig gestillt, das Leben darf seine kleinen Wunderlichkeiten unbehindert, weil gesättigt, fortsetzen, und nur die unentwegten Immaterialisten erfahren an jeder Mittagswende, daß der Krieg durch die Länder und über die Kontinente braust. Zeitnähe! Lebensnähe! Manche haben die Forderung erfüllt, viele sind, wie immer, zu spät gekommen. Es gibt bekanntlich Jahre, in denen Geldscheine rascher fliegen als der Geist, und immer ist jenen eine Kasse bereitet, wenn dieser keine Stätte finden kann, an der er sich in Güte und Gerechtigkeit niederlassen dürfte.

Nun ist der Einkassierer an den Fleischbänken durch gesetzliche Bestimmungen gehalten, während vier Stunden des Tages Beefsteaks und Schweinernes in Geld zu verwandeln. Vier Stunden lang strömt der klingende Regen, zuckt das Messer, blitzt das Beil und blüht das geschäftliche Wunder. Dann zieht der Fleischer die Läden vor und zählt die Häupter seiner Lieben. Erst wenn der Hausbesitzer mit der Mietforderung eintritt, findet er, daß ihm doch manch teures Haupt fehlt und

daß er — Ach, wir leben in so schlechten Zeiten! Unser Geschäft ist nur während vier Stunden geöffnet. Ich verdiene also nur mehr die Hälfte, sodaß auch Sie Ihre Forderung halbieren müssen. Es geht nicht anders. Gott helfe uns Armen! — vorderhand nicht bezahlen könne.

Der Mietsherr geht erschüttert. Es wird Nacht und wieder Tag. Metzger und Kasse stehen bereit. Die Kunden drängen an der Tür. Ein Pfund Räucherwurst! Hier, bitte! Fünfundzwanzig! Wieso, dreiundzwanzig? Fünfundzwanzig habe ich gesagt. Ja, die Zeiten sind schlecht! Und dann die hohen Mieten! Sehen Sie, da will doch dieser Herr Dingsda, dem die Bude hier gehört, die Not der Zeit benutzen, um mich auszupressen. Unerhört sowas, nicht wahr! Ja, ja, die Gewissenlosigkeit gewisser Menschen! Auf Wiedersehen, gnädige Frau!



Der Nächste, bitte!

(Zwischen Klammern ein unerläßliches Postskriptum: Die hier berührten Fälle sollen nur als Ausnahmerecheinungen angeprangert werden. Nicht die Gesamtheit unserer Metzger handelt wie der eine, der visiert ist. Die erdrückende Mehrheit beweist, daß sie den Sinn der Zeit versteht. Ihretwegen sei der Outsider angeklagt und zur Einordnung ins Ganze gebracht. Es lebe das Gemeinschaftsgefühl und der soziale Geist, der aus der Liebe in die Gerechtigkeit weht!)

Am 19. Juni 1940.

Es wird wohl mein Fluch sein und bleiben, alles aus der hohen und abseitigen Schau eines Menschen zu betrachten, dem die Dinge zu Stoffen, die Ereignisse zu Themen und die Weltkatastrophen zu dichterischen Vorlagen gerinnen, die samt und sonders nach einer Gestaltung drängen. Da ein Einzelner aber niemals mit den rasenden Geschehen gleichen Schritt halten kann, ist es mir natürlich versagt, in jeder Weise eine Verdichtung der täglichen Gegebenheiten zu versuchen. So

spiele ich mit ihnen wie ein Kind mit seinen Marbeln; einer springt aus der Fülle und rollt hinaus. Wir blicken ihm nach und sind für eine Weile mit unserm ganzen Sinnen an seinen Lauf verloren. Dann steht er, und es fällt auch unsere Hingegebenheit. Eine neue Kugel bricht aus und reißt unsere kurze Spannung mit fort. Ein Marbel nur, doch eine Welt, wenn er Bewegung gewinnt! Seine Drehungen



versetzen mein Denken in Wirbel. Rascher kreisend als der marmorene Stein, der nur Symbol für irgendein Ereignis ist, jagt es vom Wirklichen ins Mögliche hinüber und schaut Zusammenhänge zwischen Ursache und Wirkung, die plötzlich Wort und Gestalt werden möchten, um nicht für immer den Lichtsuchern verloren zu sein. Sind es Sekunden oder Jahre, in denen mir die Untergründe aufgetan sind? Wie lange rollt der gerundete Stein? Ab und vorbei! Ein anderer zieht uns an. Seht ihr, alles dreht sich, alles ist Wirbel, alles ist Aufstand, Sturm und Schrei nach Gestaltung. Alles wirst du nicht meistern können, Mensch! Drum steh und wähle.

So lese ich aus, was mich am meisten fesselt, halte es fest in einigen Worten und warte die Ruhe ab, um meine Kraft an den ausgewählten Stoffen zu versuchen. Wenn ich von hundert einen einzigen bezwingen, bin ich beglückt, obwohl ich weiß, daß unter den neunundneunzig ausgeschiedenen viele sind, die fruchtbarer und größer gewesen wären. Zu fruchtbar und zu groß für meine Unzulänglichkeit! Vergessen und ins Dunkel geschleudert! Vielleicht kommen sie einmal gewandelt zu einem Gewandelten zurück, und wir gehen wie Brüder hinüber in das Sein des Geistes. Jetzt aber seien sie abgetan.

Nein, einer möchte bleiben. Ich weiße ihn dauernd ab, weil seine Wissenschaftlichkeit mir nicht behagt, aber seine Aufdringlichkeit triumphiert über meinen Mißmut. Da kehrt er zurück und will zu Worte kommen: „Der Krieg in der Kinderphantasie“. Ein Thema für Pädagogen und Psychologen, die Lust und Muße haben, sich in die Seelen der Kinder zu versenken und aus deren lauten und leiseren Äußerungen die

Stimmungen und Gedanken der Kleinen zu erhörchen! Die Erschütterungen der Welt beben in den Kinderherzen aus. Vielleicht ist von den Ufern her die Wucht und Gewalt des Zeitgeschehens am besten erkennbar. Wir, die Erwachsenen, stehen zu sehr im Zentrum des Aufgeregten und Aufregenden. Kinderland ist Grenzraum. Wollen wir nicht hinüberwandern und dort stiller werden, um in der Stille das wunderbare Wachstum des Neuen zu hören?

Irgendwo in der Nähe der Stadt, am Rande weithinauswelliger Wiesen, liegt seit Wochen schon ein abgeschossenes englisches Flugzeug, seit langem ein Riesenspielzeug für die Buben und Mädels aus der näheren und fernerer Nachbarschaft. Tag für Tag findet sich die männliche wie die weibliche Jugend am leblosen Luftbezwinger ein und versucht, sich einzuarbeiten in die Geheimnisse des erstarrten Vogels. Dort, wo früher die Seele des Flugzeuges war, befindet sich nun ein mächtiges Versteck für mehrere Buben. Im Führerraum träumen sich die Wagemutigsten in jenen unbeschreiblichen Rausch hinein, der vor Jahrzehnten den Menschen in die Höhe trieb und auf die Schwingen der Winde erhob. Am Schwanz hocken die bezopften und goldbelockten Kleinen, täuschen durch ihr Schaukeln Leben in der toten Masse vor und sind in ihren Wünschen und Gefühlen undurchsichtig. Werdende Techniker und Mechaniker aber schaffen an Schrauben und Schraubchen herum und ruhen nicht eher, bis sie eingedrungen sind in das verschlossene Dunkel des Flügelinnern und des langgestreckten Rumpfes. Alle Spiele früherer Zeiten sind vergessen. Die Gegenwart bietet andere Unterhaltungen. Ihr großer Atem weht selbst die Kinder an, die mit einem Male, erschauernd in der Unbegreiflichkeit der Vorgänge, sich eingeschlossen fühlen in den großen Ring, der schicksalhaft uns alle umschließt.

Der Krieg!

Das ist für sie nun nicht mehr das Dunkle und Unfaßbare, das vierzehn bis achtzehn uns erfüllte, sondern ist greifbar geworden in einer fliegenden Waffe, die eines Tages ihrer Bestimmung jäh entrissen wurde.

Wenn einmal, in den kommenden Jahrzehnten, die Erinnerungen an die Ereignisse von neunzehnhundertvierzig in all diesen Buben und Mädels Auferstehung feiern werden, dann

wird der Krieg Kern und Körper finden in einem großen leblosen Flugzeug, an dessen Außenwand farbige Kreise die Nationalität der fliegenden Festung bestimmten. Alles andere rankt sich um diese Greifbarkeit, groß und gewaltig, aber verschwommener als die unendlich schlichte, im Ganzen verlorene Tatsache, daß an einem schönen Sommertag die deutsche Flak eine englische Maschine aus den Wolken holte.

Das Allergrößte erleben im Winzig-Kleinen, das ist ein Vorrecht der Kinder, das nicht einmal ein Weltkrieg schmälern kann.

FUNFTES ZWISCHENSPIEL

Nachdem mir das erste Wagnis mit der verkappten Anspielung auf den Sieg der Alliierten so glatt gelungen war, wollte ich das Spiel in derselben verdeckten Form wiederholen. Und siehe: auch das wurde von Käsbach nicht erkannt.

Wohl aber entdeckten die Einheimischen den geheimen Sinn. Viele Freunde aus Stadt und Land gaben es in Gesprächen zu erkennen und freuten sich mit mir einer wohl kleinen, aber aufmunternden Tat, die in der Wiederholung ihren größeren begeisterten Wert gewann.

Am 21. Juni 1940.

Mein Freund Bernhard Boom verlangt für drei Minuten das Wort. Wie, Sie kennen Bernhard Boom nicht? Ach, da müssen Sie schon die kurze Vorstellung erlauben; es wird Sie bestimmt nicht reuen. Also Bernhard Boom ist von Beruf Optimist, aus Neigung Tagesversäumer und aus Passion ein Alleswisser. Zwischendurch verbringt er seine freie Zeit in einem Kontor, dessen Schalterfenster in Fraktur die Aufschrift: Buchhaltung trägt. Die Zugangstür zur Buchhaltung prunkt in Antiqua mit dem Namen Bernard Baume auf. Das ist er. Bernard Bäume! Ich schreibe geflissentlich Bernhard Boom, obwohl die ewige Streitfrage über die Herkunft des Namens noch nicht gelöst ist. Während ich die Dinge unseres kleinen Lebensraumes auf die altmoselfränkischen Wurzeln zurückführen möchte, soweit das nicht der Logik ins Gesicht schlägt, und in Boom nichts anderes entdecken kann als einen schlichten Baum, der in dieser heimeligen Aussprache noch in gewissen Dialekten unserer Heimatsprache fortlebt, weist er mit gallischer Lebhaftigkeit auf unsere Beziehungen im allgemeinen und auf die seinigen im besonderen zu Frankreich hin und leitet seine Familienbezeichnung mit allem Zubehör in Wesen und Charakter vom heilenden Balsam ab. „Namen“, pflegt er mit einem anzüglichen Seitenblick zu sagen, „verpflichten ihren Träger. Ich bin mir meiner Aufgabe bewußt.“

Ich aber schweige, da ich die Anzüglichkeit des Seitenblickes wohl verstehe: als Peter Pietsch mache ich neben einem Bernard Baume, der den Sinn seines Lebens darin erkannt hat, daß er gegen jeden Pessimismus



anduffet, eine ziemlich anrühige Figur. Wenn ich also Boom schreibe und den Bernard ins Deutsche übertrage, damit auch die erste Silbe einmal zu Ton komme, dann ist das nur ein Akt der Rache und der Selbstliebe. Ein Pietsch neben oder gar unter einem Boom, das geht noch an.

Dieser Bernhard Boom also reißt mich lächelnden Gesichtes aus allem Sinnen, nennt in sanfter Umschreibung die Ergebnisse meiner geistigen Fronarbeit magenbedrückende Pietschigkeiten

für das Volk und bittet in höflicher Form ums Wort, das selbst zu finden mir ein gütiges Geschick verweigere. Siehst du, sagt er, die Dinge sind wesentlich einfacher, als du sie siehst. Du bist ein viel zu komplizierter Denkkapparat, du rasselst ab wie eine Riesemaschine und produzierst kein einziges erhebendes Gefühl. Die Welt will nicht aufgerüttelt, sondern getröstet und durchfreut sein. Da ist zum Beispiel der Krieg.

„Wieso zum Beispiel?“ frage ich.

Er antwortet:

„Ja, das verstehst du nicht. Dieser Krieg ist eine algebraische Gleichung für die Menschheit. Das Minus der einen steht gegen das Plus der andern Seite. Wenn ich in beiden Teilen die Gegebenheiten durch den jeweiligen Verlustkoeffizienten teile, — du kennst dich doch in Mathematik aus?“

„Nein“, sage ich und erglühe unter seinem bedauernd lächelnden Blick.

„Ah, das tut nichts“, sagt er, „es kann nicht jeder den klaren und scharfen Blick eines exakten Denkers haben. Es mag dir also genügen, wenn ich dir verrate, daß die Gleichung unbedingt den Vorteil der Alliierten feststellt.“

„Merkwürdig!“ sage ich.

„Durchaus nicht merkwürdig“, sagt er. „Die astrologischen Berechnungen haben eindeutig die Richtigkeit der Gleichung bestätigt. Wenn du dich meiner früheren Worte erinnern willst...“

Ich erinnere mich. Als Deutschland gegen Polen zog, mußte es, gemäß den einwandfreien Feststellungen des Boom'schen Geistes, an Rüstungsmangel zugrunde gehen; als die deutschen Schiffe gegen Norwegen schwammen, war jede Landung aus den elementarsten nautisch-strategischen Gründen unmöglich; als das deutsche Heer sich gegen Holland und Belgien in Bewegung setzte, sah es für das Reich verteuftelt untergangsmäßig aus; als der Sturm auf die Maginotlinie begann, war Boom zum großen Weissager geworden, der mit strahlenden Sätzen die Uneinnehmbarkeit des französischen Bodens verkündete; und als Paris gefallen war, trug mir der Freund sein undurchsichtigstes Lächeln zu und sagte: „Weygand ist ein strategisches Genie!“

Und nun?

Bernhard Boom gibt seinem Antlitz einen Glanz, der, wenn er Sprache hätte, wie Bernard Baume klingen müßte.

„Und nun“, sagt der Freund, „beginnt die entscheidende Phase. Plus und Minus schlagen mit elementarer Wucht zusammen. Immer siegt das Plus. Ich tippe auf das britische Imperium.“

Ich an die Stirne und frage nach einer Erklärung für des Freundes Hoffnung.

„Blut!“ sagt er einfach und bestimmt.

„Aha!“ sage ich, aber mein Gesicht wird noch pietschiger. Er merkt es und möchte mich aus der Verlegenheit ziehen.

„Rasse!“ sagt er, und es klingt, als wolle er in einem Wort gleich drei Geheimnisse enthüllen.

Ich begreife keines und nicke deshalb sehr verständnisvoll. Das freut ihn mächtig, er klopft mir die Schulter aus dem Gleichgewicht, rückt mir dafür die Krawatte zurecht und schenkt mir zum Abschied einen Aphorismus. Der ist Gold wert, denn er meint: „Jede Zeit, die ihres Baumes ermangelt, geht unrettbar an den Wunden des Unverständnisses und der Niedergeschlagenheit zugrunde.“

Ich bin hingerissen, nicht wegen des Inhaltes, sondern wegen der Erkenntnis, daß meine Schreibweise die richtige ist. Hier wird es offenbar, da jedermann nun „ihres Baumes“ gelesen und an das Ding mit Stamm und Ästen gedacht haben wird. Doch soll es „ihres Booms“ heißen und den Freund zum Retter unsere Tage machen. Der Krieg ist doch ein kuriose Ding, da er viele Schwächen offenlegt und manch unerwartete Stärke zutage fördert. Nein, dieses Merkwort ist vom Peter Pietsch. Der lehnt sich an einen Boom, überdenkt den Sinn des Wortes und kann nicht verhindern, daß er ernster wird, so ernst wie es die Zeit und ihre Geschehen verlangen, und in sich eine Hoffnung wachsen fühlt, von der sein Leben sich nährt.

Am 22. Juni 1940.

Als in den lauen Heimatmenschen der Hurra-Patriotismus ausgeflammt hatte, schenkte uns der Herr der Furcht die Pst—Pst-Patrioten.

Der Pst—Pst-Patriot ist ein Wesen, das am besten in öffentlichen Lokalen gedeiht, wo es einsam an einem Tische hockt, sehr spitze Ohren macht und nach allen Seiten maßgebliche Meinungen austeilt. Seine Stimme trägt einen Klangdämpfer, seine Augen schleudern Blitze, die dauernd „Achtung!“ funken, und sein Finger, weiß der Deibel, was mit seinem Finger los ist, unausgesetzt springt der in makelloser Gerade von der Tischplatte zum Lippenpaar und kann doch nicht den pythischen Mund seines Herrn und Gebieters verschließen. Welch eine Tragik offenbart sich in dem Dasein eines Menschen, der so gerne, ach, so unsagbar gerne der Welt sein Wissen verraten möchte und das nicht darf, (folgen drei Zeilen Käsbach'scher Zensorenarbeit)

Sie haben einen solchen Mann noch nicht gesehen! Bitte, ich darf ihn herausheben aus meiner zwölf Stunden alten Erinnerung und auf das Podium der Öffentlichkeit stellen, wie er leibt und lebt, als eine kuriose Persönlichkeit unserer Zeit.

Eine Weile rutscht er unruhig auf seinem Sitze her und hin und hin und her, schätzt die Umgebung ab und sucht sichtbar nach dem Punkt im Raum, an den er den Hebel seines Geistes anlegen könnte, um die Welt theoretisch aus den Angeln zu heben. Leider ist die Umwelt so vernagelt, daß sie die Erhabenheit des Augenblicks und die Größe seiner Gegenwart nicht bemerkt. So redet sie, und er muß schweigen. Selbst das Ausschankfräulein darf sich aussprechen, das Bedienungspersonal legt dem Offenbarungsdrang des Herzens keinen Riegel vor, dem Liftboy läuft der Mund über, und er, ausgerechnet Er soll wie ein marmorener Götze vor dem Riesling sitzen. Das wäre doch die Höhe! Wo solch ein Gast sich niederläßt, hat das Bedienungspersonal gefälligst zu schweigen. Eine Art ist das heutzutage, nicht zu sagen! Keine Erziehung gibt es mehr, man merkt es gleich. Bitte, hören Sie, mein Herr, wie das durcheinanderschreit und keine Rücksicht nimmt auf die Nerven eines alten Mannes! Da müßte eigentlich der Hausherr eingreifen und zur Ordnung rufen, nicht wahr? Oder sollten Sie nicht derselben Ansicht sein? Ich habe da ein wertvolles Buch zuhause, ich bin ein weitgereister Mann und habe manchen Sturm erlebt, doch immer wieder mich emporgearbeitet, ich habe also ein prächtiges Buch, das heißt: Der gute Ton. Das

werde ich mitbringen und dem Personal zur Beherrschung überlassen. Der gute Ton, daran fehlt es eben, immer nur am guten Ton!

Er hat ihn, deshalb denkt er diese Dinge nicht nur, sondern spricht sie auch unverhohlen aus. Damit hat er den Kontakt zum Nebenmenschen hergestellt. Das Vorgeplänke ist vorüber und vergessen, die Offenbarung des Wesentlichen wird ohne weiteres folgen. Der Übergang läßt sich mit einem halben Seufzer und dem unvollendet verschwebenden Satze: „Ja, ja, die Zeit...!“ leicht erzwingen. Dann schnellt die Stimme um eine Quint nach unten, die Vokalschweller werden abgestellt, und pianissimo fällt, mit dem entsprechenden Pythia-Gesicht, nur ins Männliche gezogen, der letzten Weisheit allerletzte Erkenntnis: „Morgen (das ist doch noch zu laut, etwas leiser, bitte, ein scheuer Umblick, dann um einen vollen Ton tiefer) morgen also wird es definitiv geregelt werden.“ Wupp! Der Finger hupft den Lippen zu, die Augen funken ihren Obacht-spruch, und der graue Kopf gerät in ein viel-, nein, ein noch mehrsagendes Nicken.

Wir verstehen trotzdem die geheimnisvolle Erklärung nicht. Das Unverständnis schreibt sich groß in unsere jüngeren Gesichter, er liest und deutet es als Zweifel. Nun glaubt er, sich vor unseren luxemburgischen Blicken legitimieren zu müssen; er beugt sich vor, hebt mit einer äußerst raschen Bewegung den Rockumschlag empor, sodaß wir kaum das nationale Wappen erkennen können, und flüstert: „Meine Herren, ich habe Beziehungen zu diesem und jenem. Ich weiß es bestimmt. Ich kann Ihnen versichern Pst! Pst! Pst!“

Schon wieder ist der Zeigefinger an der Lippenfläche gelandet. Weshalb? Unsere offene Entgegnung hat ihn aufgescheucht und zugleich die Ängstlichkeit der Augen erneut in Sendetätigkeit gesetzt. Wir verstehen nicht, weshalb man die Ereignisse unserer Tage nicht als Luxemburger unter vollständiger Beachtung der neugeschaffenen Lage und in durchaus loyaler Haltung den gegebenen Faktoren gegenüber beurteilen sollte. Er ist entsetzt. Er pst-tet eine gewaltige Unruhe aus, er pst-tet sich in eine noch gewaltigere hinein. Die Blitze seiner Augen sind wie eine einzige Flamme. Sein Geist ist in Aufruhr. O, er weiß vieles, er weiß alles! Wenn er nur sprechen könnte!

Noch am Vormittag hat ihm einer von den Maßgebenden fernsprechmündlich Dinge offenbart. Dinge, sag ich Ihnen! Schade nur, daß ich sie Ihnen nicht verraten darf! Es wird — pst — es soll — pst — kurz, morgen, ja morgen — pst! pst! um Gotteswillen, nicht so laut.

Er möchte, wir nehmen es wahr, alles, was luxemburgisch denkt, spricht und handelt, zu seinem nationalen Erkennungszeichen stecken. Also unter den Rockumschlag. Wir wollen es anders wahrhaben, da widerlegt er uns mit unserm Alter. Sein eigenes, das vorher, während der Unterhaltung des Bedienungspersonals, sich ein Minusattest ausgestellt hatte, will unserer Offenheit gegenüber sich plötzlich als Plus geltend machen. Wie sollen wir Jungen die Problematik der Gegenwart verstehen können? Er dagegen, — sechzig Jahre lang hat er dazu beigetragen, das Nationalvermögen aufzuhäufen (— Wieso? — Na, habe ich nicht während sechzig Jahren Steuern bezahlt?), nun möchte er in Ruhe auch die Früchte seiner Arbeit genießen.

Aha! Aus diesem Grunde also ist er zum Dauer-pst-ter geworden. Ich sehe ihn, wie er nachts in die Klappe steigt. Er trägt — du, meine Güte — seine Lippen verriegelt. Weshalb? Aus Furcht, er könnte im Traume reden und das zu laut in der Sprache seiner Heimat tun. Zur Sicherheit legt er über das Lippenschloß den warnenden Zeigefinger. So kann nun wirklich nichts mehr geschehen, und die Engel seiner Träume lächeln, und wenn er näher zusieht, sind es die Serviermädchen aus seinem Stammlokal, die endlich unbenörgelt über ihre neuesten Kleider und ihre alten Verehrer plaudern dürfen.

Am 23. Juni 1940.

Nach dem etwas knauzigen Bernhard Boom stellt sich ein anderer Herr mit andern Worten vor. Es ist mir gleich unmöglich gemacht, aus den Zügen seines Gesichtes die Zustände seines Herzens zu lesen oder durch einen Namen seine Persönlichkeit klar in die Erscheinung treten zu lassen. Er hat nämlich eine Maske vorgelegt, nennt sich einen „alten treuen Abonnenten“ unserer Zeitung und charakterisiert die unleugbare Erregung seiner Seele unterschriftlich mit dem Dreibuchstabenruf SOS. Zuvor hat er einen mächtigen Zorn und eine unverhüllte Drohung in die Redaktionsstube gefunkt,

um beide dann von hier in die Welt hinausstrahlen zu lassen:

Wie ihm — und mit ihm vielen andern — zumute ist, sei an einigen Zitaten seines Schreibens belegt. Da heißt es:

„Es ist himmelschreiend, was man als Mensch mit offenen Augen in den letzten Wochen mit ansehen mußte. Nie hätte ich geglaubt, daß der Egoismus hier so tiefe Wurzeln geschlagen hätte. Jeder kennt nur sich und seinen Geldbeutel.“

„Ich spreche von den Menschen, die ihre Türen verschlossen halten und zusehen konnten, wie die Flüchtlinge, Frauen und Kinder, auf der Straße liegen mußten.“

„Da saßen „Auchluxemburger“, sogar hohe Beamten, ungeührt auf den Caféhausterrassen, die gute Aussichten auf das Schauspiel der Flüchtenden boten. Neben ihnen saßen „Damen“, die sich zwischen Trinken und Pudern köstlich unterhielten, andauernd kritisierten und über die Güte und Schönheit des mitgeschleppten Hausrates ihre Glossen machten.“

„Die große Allgemeinheit der besitzenden Luxemburger hat bei all ihrem Trachten, schnell reich zu werden, alles Menschliche verloren. Ihre Einstellung ist materiell, ihre Kultur oberflächlich.“

Das haben wir nun alle miterlebt und auch an dieser Stelle schon gehörig angeprangert, mit dem Unterschied allerdings, daß wir uns vor jeder gefährlichen Verallgemeinerung hüteten und nur von Fall zu Fall eine schärfere Sprache redeten. Nichts erscheint uns gefährlicher als der Versuch, von einem engen Gesichtspunkte aus die Totalität einer fremden Lebenshaltung erfassen zu wollen. Unsere Kriegstagebuch-Aktion, auf die sich der SOS-Mann beruft, hat eindeutig den großen karitativen Sinn des luxemburgischen Volkes in allen Schichten bewiesen. Nicht einmal die wuchtiger über uns zusammenschlagenden Ereignisse haben unsere Feststellung Lügen strafen können. Wer rechnen kann, rechne sich einmal die Riesensumme an Abgaben, Spenden, Entgegenkommen, körperlichem und geistigem Einsatz zusammen, er wird gepackt und erschüttert sein. Muß man nicht von dieser Seite zuerst die Dinge betrachten, ehe man sich der Gegenseite zuwendet, um sich auch die Ausnahmen einmal aus der Nähe zu betrachten? O, es gibt da glänzende Ausnahmen, wir wissen es wohl und sind auch einverstanden mit den Prägungen unseres Unbekannten, sobald er

seine Objekte als Ausnahmemenschen behandelt. Wir wollen in unserm Urteil nicht unmenschlicher sein als die Hartherzigen und Ichsüchtigen in ihrem egozentrisch orientierten Dasein.

Der Briefschluß des SOS-Rufers enthält eine Reihe von Vorschlägen, die er öffentlich bekannt machen möchte. In die Form von stichwortartigen Halbsätzen gebracht, lauten die Anregungen folgendermaßen:

Veranstaltung einer Haussammlung mit Eintragungslisten, gegebenenfalls auch einer Straßensammlung, zugunsten der armen Flüchtlinge.

Nachträgliche Ermittlung der Familien, die Flüchtlinge aufgenommen haben;

Aufgabe jeder Vetternwirtschaft, sowohl im öffentlichen als auch im privaten Betriebsleben;

Untersuchung über die übermäßigen Hamstereinkäufe, die am 10. und 11. Mai von den bemittelten Ständen in den Lebensmittelgeschäften getätigt wurden.

Verzicht der Lebensmittelkäufer auf alle übertriebenen Preisforderungen im Interesse der armen Volksklassen.

Damit hätten wir den Wunsch unseres alten Abonnenten erfüllt. Doch möchten wir ihn nicht entlassen, ohne ihm nach Freundesart unsere unterschiedliche Haltung erklärt zu haben. Er schreibt sich einen verständlichen Grimm vom Herzen und verdammt sogleich und ohne Widerruf. Wir aber glauben an die Möglichkeit, daß der Mensch erzogen werden kann, nicht durch Holzhammerschläge auf den trotzigen oder eingebildeten Kopf, sondern durch ruhige, ausdauernde Lenkversuche aus dem Geistigen her zum Geistigen hin. Das verlangt mehr Zeit und gute Worte als eine Anprangerung, die alle Wege versperrt.

Vielleicht versagt in manchem unsere besondere Sprache. Nicht alle Egoisten haben Sinn und Saatgrund für den Geist. Eines aber wird stärker sein als unser Wille und ihre harte Verstocktheit: die Zeit mit ihrem außergewöhnlichen Feuer, das uns alle läutern muß.

Ihr und ihren Schlägen wird keiner entgehen. Den einen trifft sie äußerlich, den andern innerlich. Wer gibt uns den Blick, hineinzudringen ins Verborgene, das Seelenleiden abzumessen und mit der körperlichen Not der Armen zu vergleichen?

Alles müssen wir ja heute von höherer Warte aus betrachten. So reift auch in uns das Gefühl für die größere Macht, die über uns die Dinge nach ihrem Willen leitet und alles umfängt, weil sie keinen vergißt.

Am 25. Juni 1940.

Wissen Sie, wem ich gestern, mitten im Bahnhofsgetriebe, begegnet bin? Nein, Sie werden es niemals erraten, weshalb ich Sie auch nicht länger auf die Folter spannen, sondern Ihnen mitteilen will, daß es unser lieber alter Weltenbummler Tobias Trip gewesen ist. Jawohl, Tobias Trip, den wir alle in den United States wähten und der mir plötzlich sein griesgrämiertes Gesicht wie eine siebenfach versiegelte Verheißung entgegen-trug. Hallo, boy! rief er mich an, ich möchte dich für eine halbe Stunde anheuern, kann auch for an hour or two sein, um dir den schändlichsten Betrug des Jahrhunderts bei einem Glase Wein im Bahnhofsbuffet zu enthüllen. No, no, keine Wider-rede! Ich habe Zeit, also hast du auch Zeit. Die Welt ist uns sowieso um ein Vierteljahrhundert voraus. Deshalb hilft auch dein hastiges Nachrennen nichts. Und am Ende holen wir sie alle an der gleichen Stelle ein. Come on!

Ich kam also mit und ließ ihn ergehen mit einem blumigen Riesling-Sylvaner seinen dornigen Ärger ausspülen. Er begann mit Norwegen und Dänemark, nicht etwa, weil ihn dieser Krieg besonders interessiert hätte, sondern weil er, von Norwegen nach Dänemark fahrend, von den gewaltigen Ereignissen der Zeit auf dem Meere überrascht wurde. Damit setzte mein Unglück ein, sagte er, da ich von Kindsbeinen an immer lieber den festen Boden unter den Füßen spürte, wenn die alten Ordnungen zu schwanken anhuben. So wankte ich mit, meine Überzeugungen wankten, und es wankte meine klare Einsicht. Wissen Sie, junger Freund, was ich tat?

Er machte eine Pause, um mir Zeit zur Antwort zu geben. Ich wußte es wirklich nicht. Die einzige Möglichkeit, die mir einfiel, nämlich ein Sprung über Bord, schied offensichtlich aus, da er trocken wie immer vor mir saß. Mein Zaudern schien ihn zu erbosen. Nein, mein Lieber, rief er aus, es war viel schlimmer noch! Denk dir, ich ging hin und tauschte alle meine Kronen gegen belgische Hunderter um.

Ich fand diese Handlung durchaus vernünftig, da der Weltenbummler etliche Wochen in Antwerpen und Brüssel zuzubringen gedachte. Er wurde noch stärker erregt, denn er schrie mit lauter Stimme: Widersinnig war es, im höchsten Grade widersinnig! Du mußt die Dinge von den letzten Auswirkungen her beurteilen lernen.

Ich machte sehr zaghaft auf die Unmöglichkeit einer solchen Beurteilung aufmerksam. Er schob den Einwand unbesehen beiseite und meinte nur: Ein ganzer Kerl mit Sprit und Grütze wird auch das zuwege bringen.

Die Geschichte ging nun folgendermaßen weiter:

Am achten Mai traf Herr Tobias Trip mit einem Riesen hunger nach Öslinger Schinken und einer prallgefüllten Tasche belgischen Geldes in Luxemburg ein, genau vierundzwanzig Stunden vor den immerhin rasch vorgehenden deutschen Truppen. Am zehnten fühlte er wieder das Beben in seinem Denken. Alle seine Berechnungen wurden jählings unsicher, und um die vierte Nachmittagsstunde hatte der große Bummler vor dem Herrn die Hälfte seines Geldbestandes nationalisiert. Die andere Hälfte brachte ihm noch drei schlaflose Nächte und daraufhin schöne glatte luxemburgische Scheine ein, deren Zahl wohl bescheidener war als die der ursprünglichen Wertpapiere, aber auch so noch erklecklich und beruhigend schien.

Beruhigend? Potz Hundert oder Tausend! Kaum war die Sorge um den Geldbeutel vergessen, als die Dinge sich mit einem Male gegen die Trip'sche Erwartung und zugunsten des belgischen Frankens entwickelten. Tobias Trip aß vier Tage lang nichts anderes als gebrannte Flüssigkeit, ließ sein Feuer tags an den Hausmöbeln, nachts an der Welt und ihren Abendsternen aus und begann dann seine Sammlertätigkeit von vorne. Im Laufe von vierzehn voll aufgefüllten Tagen brachte er ein hübsches Sümmchen belgischer Banknoten zusammen, freute sich und durfte wieder ham and eggs genießen. Nun konnte nichts mehr geschehen.

Es geschah dennoch etwas Fürchterliches. Als er am zweiundzwanzigsten Juni im Vorbeigehen sein Postscheck-Konto um einen Tausender erhöhen wollte, winkten blaue Schilder freundlich ab. Geschlossen! Weshalb? Herrn Tobias Trip schwante was. Er lief vom Pontius eines Bankhauses zum Pilatus einer

höheren Verwaltungsstelle, — da war seine Ahnung Gewißheit geworden: das belgische Geld stand offiziell zum luxemburgischen wie hundertfünfundzwanzig zu hundert!

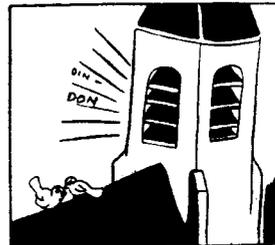
Schon wollte sich der Arme vom Schlage treffen lassen, da riß ihn die alte Tatkraft wieder hoch. Noch konnte manches gerettet werden. Hatte er nicht irgendwo Schulden zu begleichen? Rasch hin und bezahlt, ehe die Zeitung alles verdirbt! Schneider, Schuster, Milchmann, Bäcker und Fleischer! Hoppla, es ging. Mit belgischen Franken nach günstigster Währung!

Um Mittag war's vorbei. Um ein Uhr traf der Schuster ein und leider nicht daneben. Es war ein handfester Kerl, dessen Hiebe vollwertig klangen. Ihn löste der Milchmann ab. Herr Tobias Trip zahlte das Draufgeld und verschwand im Trubel des Bahnhofs, wo er mich entdeckte. Ich kondolierte. Nein, ich versuchte es nur, und schon hatte mich der Weltenbummler in fünf Sprachen niedergedonnert. Ich lag neben ihm wie ein belgischer Hunderter neben einem luxemburgischen. Ein unbekannter Arbeiter richtete mich wieder auf. Er fixierte Herrn Tobias Trip, ließ einen tiefen Ernst sein Gesicht überwellen und sagte:

Das japst in Tausendern herum und sieht vor lauter Banknotenwogen nicht mehr das Leben. Die Not der Zeit ist ihnen gleichbedeutend mit der lächerlichen Sorge, wie sie zu den Tausendern noch die Zehner retten. Aber die Welt denkt heute in ändern Kategorien. Auch der Ichsüchtige wird umlernen müssen, damit der wahre Geist uns alle errette. Vielleicht ist es gut, daß ich Sie noch warnen kann.

Am 27. Juni 1940.

Um zehn Uhr läuteten am Dienstagmorgen die Glocken des Landes den Beginn des Waffenstillstandes ein. Ein tiefes Aufatmen ging durch unser Volk, das seelisch dem Kriege fern und physisch ihm so nahe stand, daß seine Grenzen gefährdet waren, wenn ein Sturm vom Süden her die Ereignisse anders hätte gestalten wollen. Doch in nie erwarteter Raschheit ging die



Bedrohung vorüber, in einigen Stunden war die Not von sechs Wochen vergessen, und aus allen Teilen des In- und Auslandes kehrten die Gehetzten und Verjagten in die Heimat zurück. Das Leben eines kleinen freudvoll schaffenden Volkes zieht still und wogenlos seine Tageskreise in die große kommende Zeit. An seinen Toren ist der Krieg beendet.

So sehr war im Einzelnen der Wunsch zum Vater des Gedankens geworden, daß mitten im Aufbegehren der Glocken ein Gerücht seine Wurzeln schlagen und festen Grund fassen konnte. Auf den Flügeln der Klänge flog es von Mund zu Ohr, von Haus zu Haus. Fernsprecher setzte es in Tätigkeit, wellenförmig gewann es Raum und Glauben, und im Nu wandelte es das dubitative seiner Form in eine nachdrückliche Affirmation: das „Ist es wahr?“ wurde zum wichtigstuerischen „Weißt du schon?“

Weißt du schon, daß auch England einen Waffenstillstand eingegangen ist?

Ich wußte es nicht und war von der Urplötzlichkeit der Meldung so überrascht, daß ich dem Frager keine Antwort zu geben vermochte. Ich legte den Hörer nieder und überließ mich eine Weile hundert oder hundertsieben unkontrollierbaren Gefühlen, ehe ich den Verlegenheitsausweg fand, ich würde „einmal nachsehen lassen“. Da ich an der Quelle saß, durfte ich mich sicher informieren. Nein, nicht einmal aus London, das doch immer alles weiß, war irgendetwas derart sensationelles bekannt gegeben worden, und auch das DNB. schwieg sich über eine solche Unfaßbarkeit aus. Umso lauter bestand der Mann am andern Ende der Fernsprechleitung auf seiner Ansicht; sie war ihm vom Herrn Sekretär oder gar vom Herrn Geldwart der Gemeinde persönlich übermittelt worden, und ein Secretarius oder ein Mann, der dauernd mit dem nervus rerum in Verbindung steht, hat eher zu den seltsamsten Geistern als zu einer zweideutigen Frau Fama die besseren Beziehungen.

Ich überließ den Frager seinem Glauben und sich selber und stieg in die trostlosere Wirklichkeit zurück. Über mir kreisten ruhig-wichtigen Schwungs die grauen Vögel aus den Junkers- oder Messerschmittfabriken. Rasch und zielbewußt flitzten die schweren Nachschubwagen des deutschen Heeres gegen

Westen. Immer noch gegen Westen, immer fort gegen Westen, als könnte nicht einmal der Waffenstillstand mit Frankreich jenen gewaltigen Vorwärtsdrang der Kolonnen bezwingen, der während sechs Wochen sich einen Weitenraum von tausend Kilometern erobert hatte. Nein, der Krieg ging weiter, wenn auch in anderer Richtung.

Zwei Stunden später traf ich eine Frau, in deren Antlitz das große Leid- und Opferleben seine geheimnisvolle Runenschrift gegraben hat. Eine alte Frau von über siebzig Jahren. Am Bordstein ihres Hauses saß sie und ließ in Tränen irgendeine Qual des Herzens verfließen. Als ich Trostworte auszupacken begann, lächelte sie mich an und sagte:

„Nein! Einmal kann man auch vor Freude weinen. Wissen Sie, wenn man fünf Kinder in der Fremde hat, verstreut über alle Länder, die sich kämpfend gegenüberstehen, dann hat der Krieg ein unendlich furchtbareres Gesicht. Nicht für mich allein, ich weiß es, sondern für die meisten luxemburgischen Familien. Es scheint ja die Bestimmung unseres Volkes zu sein, seine überschüssigen Kräfte auszuleihen an alle, nicht an diesen Nachbarn, nicht an jenen allein, sondern der Ganzheit der Welt aus der Kleinheit seines Seins mit allen Mitteln zu dienen. Was im Frieden Schönheit und irgendwie auch Größe ist, wird im Kriege zur Tragik. Ich sehe da, über all der Unbeschreiblichkeit des Riesenaufstandes der Gewalten, das, was mich allein nur anzugehen scheint: in der Ganzheit des Kampfes die Teilkkräfte meiner Kinder. Sie sind nicht ausgeschaltet, sondern einbezogen. In den Werken ihrer Hände sind sie Gegner geworden. Das drückt mir die Seele ab. Aber nun ist das alles vorbei, Gott sei Dank, und ich darf wieder lächeln und ruhig werden im Gedanken, daß meine Kinder erneut die mitbewegenden Faktoren sind im Räderwerk des Friedens, so hüben wie drüben. Der Allmächtige segne ihr Schaffen, auf daß das Heil der Welt gelinge!“

Sie schwieg und lächelte wieder. Ich konnte keine Worte finden, die ihre frohe Erwartung hätten auslöschen müssen. Ich drückte ihr die Hand und ging und wünschte im Herzen, ihretwillen, daß auch das andere sich bald zum Guten wenden möchte.

SECHSTES ZWISCHENSPIEL

Das Kratzenbergertum schoß üppig ins Kraut. Um einer total verrannten Idee willen, mußte die gute alte Historie Kopf stehen. Geradlinige Fakten wurden umbogen, feststehende Tatsachen gedrückt und zerdeutelt, bis sie einer bestimmten Theorie erbötig waren. Damian, der Einzige, erkannte im Klöppelkrieg von 1793 den Willen der Nation von 1940: nationalsozialistisch zu leben in der wundervollen Sphäre des großdeutschen Reiches!

In einem letternfetten Zornesausbruch wollte ich dieser Verrückung der Geschichte — denn es war der erste Versuch, den geistigen Zustand eines Einzelnen, zudem eines Deutschprofessors, als den Normalzustand eines kleinen Volkes hinzustellen — mit aller Macht entgegentreten. Die Entgegnung wurde radikal von der Hohen Zensur ausgemerzt.

Ein zweiter Ausfall wollte vorsichtiger sein. Eine kleine captatio benevolentiae um mein Pseudonym sollte die Käsbach und Kollegen etwas einlullen, damit sie die Zurechtweisung des ersten Kratzenberg-Jüngers Ewert passieren ließen. Es war eine Fehlspekulation: der Aufsatz durfte nicht erscheinen, und sein Autor konnte eine weitere Verwarnung auf sein mächtig angeschwollenes Schuldenkonto buchen.

Am 28. Juni 1940.

Als ich vor Jahren meinen gallisch klingenden Namen schlicht und glücklich, wie das nur Sonntagskinder vermögen, ins rauhere Deutsch übertrug, gab ich bedenkenlos den Frankophilen eine gefährliche Waffe gegen mich selber, nämlich einen harten, glatten Stein in die Hand. Seither stehe ich bei denen, die alles sehen und nichts vergessen, nicht gerade im Geruch der Germanophobie. Peter Pietsch, der mein prosaisch veranlagter Zwillingbruder ist, wird wohl Recht haben, wenn er, in jener kalten Offenheit, die ihn kennzeichnet, zu meinen pflegt, dieses ewige Geseire in Jamben und Trochäen, dieses dauernde und überdies noch reimende Mit-sich-selber-sprechen in einer Sprache, die, von ferne besehen, an Goethe erinnere, sei eine urdeutsche Krankheit und nur auf solche Männer (ja, Männer, sagt er!) übertragbar, die vorbehaltlos und ohne Wechsel, wenn auch mit Liebe und Besessenheit in der deutschen Kultur herumschwämmen. Peter Pietsch ist ein radikalistisches Unikum, dem ich vieles verzeihe, weil ich seine Fehler kenne, also auch diese verzernte Sicht in einen besonderen Zustand unseres geistigen Lebens, der nicht so simplistisch ist, wie ihn mancher Eugen Simpel sieht.

Deshalb möchte ich nicht unbesehen einen Ausspruch durchgehen lassen, den kürzlich ein Luxemburger in einer deutschen Zeitung tat, um einer unwidersprochenen Liebe a priori den überzeugendsten Beweis für ihre Notwendigkeit zu sichern. Es geht in dieser schweren Zeit um alle Werte und den Wert in allem; aus diesem Grunde darf ich, der ich meine geistige Formung im Wesentlichen auch dem Deutschtum verpflichtet weiß, in den wahren Beziehungen unserer Seele und unseres Intellektes, ja, auch unseres Herzens zu den deutschen kulturellen Nährquellen nicht der einseitigen Vereinfachung eines Problems beistimmen, das aus zwei verschiedenen Größen besteht und mit ihnen eine Lösung erstrebt. „Unsere kleine Heimat“, heißt es in dem Ausspruch, „war noch immer — auch während des welschen Anschlusses — ein kleiner Parasitenstaat des Deutschen Reiches gewesen; denn alles, was wir sind, und alles, was wir haben, und alles, was wir wissen, und alles, was

wir können, haben wir doch vor allem deutschem Geist und Fleiß zu verdanken.“

Bitte sehr! In dieser apodiktischen Fassung schadet der Satz nur jenem Geiste, dem er offensichtlich, doch mit blindem Eifer nutzen möchte. Ich will einmal, um nicht dem Vorwurf zu verfallen, meine Worte seien Auswirkungen unserer außergewöhnlichen Zeitverhältnisse; die Teile eines Vortrages anführen, den ich vor nicht allzulanger Zeit in der Universitätsstadt Bonn den ausländischen und deutschen Studenten über die geistige Lage Luxemburgs halten durfte. Da war u. a. in direkter Anrede gesagt worden:

„Wären Sie alle geboren an Deutschlands herrlichstem Strom, an den es nicht nur den Menschen aus dem Hohen Venn, aus der Eifel, vom Hunsrück und aus dem Saarland, sondern auch den etwas weiter zurückliegenden Luxemburger hinzieht, dann müßte ich Ihnen sagen: Sie und wir sind Nachbarn, die friedlich und freundschaftlich nebeneinanderleben, jeder nach eigenen Gesetzen in der besonderen Sphäre. Doch wie Deutschland und Luxemburg zwei Flüsse und einen Strom, der alles Gewässer unseres Landes hinüberträgt in den Rhein, gemeinsam haben, so haben wir auch das andere Gemeinsame: die Wurzeln des Volkstums und Nährkräfte der Kultur. Ich wäge meine Worte gut und sage: die Wurzeln des Volkstums und Nährkräfte der Kultur, nicht auch den Stamm und die Krone des einen und alle Nährquellen des andern. Hierin unterscheiden wir uns, hier sind wir schon geschieden. Zwischen den Tälern des Rheins und meiner Heimat erheben sich die Eifel- und die Hunsrückberge, die uns trennen und mir sind wie die sicht- und greifbar gewordenen Symbole jener bedeutungsvollen Zeiten, da Luxemburg, das einstmals dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation einige seiner größten Kaiser geschenkt hat, zu diesem Reiche alle politischen Bindungen verlor und als selbständiger Staat nach eigenen Gesetzen wuchs und Volk wurde.“

Freilich muß ich nun auf mein Wort: daß alle luxemburgischen Gewässer im Rheine aufgingen, zurückkommen und richtigstellen, da ja auch ein Flößchen hinüberweilt in französisches Gebiet. Sehen Sie, so haben wir auch unsere Bindung nach der Gegenseite hin und verdanken Frankreich, was wir,

nur stärker und ausgesprochener, auch Deutschland verdanken: einen Teil unserer inneren Formung.

Wir sind und bleiben immer die kleine unscheinbare Fläche dort, wo zwei gewaltige Kulturkreise sich schneiden. Beiden sind wir geistgesetzlich und geschichtlich verbunden, keinem zugehörig als unbedingte Gleichheit. Die Einwirkungen des deutschen sind faßbar und belegbar, jene des französischen mehr fluider Natur."

Es geht nicht, daß wir diese Dinge im Raum des Geistigen leugnen. Es wäre zugleich die stämmige Eigenart unseres Volkstums, wie sie etwa Josef Nadler von der Literaturwissenschaft her betrachtet, mit gelehnet. Jede Unterschiedlichkeit in Fühlen und Denken, wie sie in der Dichtung zum Ausdruck kommt, vor allem in den großen Randgebieten, wäre vernichtet.

Nein, alles, was wir haben, alles, was wir sind, alles, was wir wissen, und alles, was wir können, ist die natürliche Folge unseres Schaffens in sämtlichen Bezirken menschlicher nationaler Tätigkeit. Wieweit das Deutschtum an diesem Werden beteiligt ist, ja, das ist eine andere Frage, die freilich direkt an die erste anschließt und nur eine Beantwortung finden kann, die dem deutschen Geiste alle Ehre erweist, aber auch dem französischen nicht verleugnen darf.

Am 29. Juni 1940.

Ein kleines Erlebnis dieses Morgens geht mir nach: auf einem Lastwagen fahren Flüchtlinge aus dem Süden mit ihrer Habe und ihren Kindern vorbei. Festeingemummelte Kinder lachten und sangen der unsommerlichen Kälte zum Trotz und winkten ihre Freude mit beiden Händen aus. Die Fahrt ging südwärts, und irgendwo drunten hinter den Höhen und Wäldern lag ein Dorf, oder ein Städtlein, das sie erwartete. Verschlagene kehrten in die Heimat zurück: kleine Menschen, denen all die Seltsamkeiten der vergangenen Ereignisse Rätsel waren, wurden wieder hinaufgehoben in die vertraute Wärme des Bekannten und Gewohnten. Ich fühlte für sie die Kriegsgeschehen als Traum, aus dem ich, mit ihnen, erwachte, um als Erlöster und Bereicherter neben ihnen hinüberzuwandern ins neugewonnene, besser verstandene Väterreich, das ihnen fester gehören, sobald ihr Fuß es wieder berühren wird.

gearteten Umwelt hat sie doch mit dunklen Empfindungen erfüllt, die eines Tages aufgehen werden wie die Blumen im Licht. Sie haben die Heimat größer gesehen und im Größeren die wertvollere Bedeutung erkannt. Ihr Blickfeld ist plötzlich erweitert worden, Heimat ist ihnen nicht mehr gleichbedeutend mit Ickshausen und Zettnäch, sondern hat Ausmaße angenommen, die ein Vielfaches der ursprünglichen Vorstellungen betragen. Die Menschen führen nicht die Gesichter der bekannten Mitdörfler, es gibt Arbeiter und Handwerker, die ein anderes Leben führen als die Männer drunten in den Südstädten, den Bauern aus dem Ösling und dem Gutland blüht der Weizen nicht tatenlos ins Haus, und die Kinder von da und dort kennen andere Spiele und andere Gebräuche als die Schulhelden und -heldinnen der Minettegegend. Vielfältig ist das Dasein zwischen Schmiede und Düdelingen, und bereichernd eine Sechswochenfahrt ins Unbekannte des Landes.

Wie wirkt das alles sich nun aus?

Nein, das ist keine beiläufige Frage, die ins Absichtslose gestellt wäre! Sie entspringt der Überlegung, daß die zeitweilige Zwangsverpflanzung der Bevölkerung vor allem in den Kinderseelen Früchte tragen muß, die sorgsam gereift und mit Vorsicht geerntet werden sollen. Eine neue Aufgabe für die Erzieher, denen unsere bewegte Zeit ja dauernd die alten Normen und die eingekalkten Lehrmethoden stört! Wenn sie mit Vorsicht, Ausdauer und dem rechten Einfühlungsvermögen zu Werke gehen, können sie zweifellos die erfreulichsten Erfolge aus der kurzen Kriegszeit ziehen.

Vor allem der Heimat zu Gewinn, die fortlebt und weiterblüht in jenen Trägern, die sie von innen her im Feuer der Gefahr erwandert und erkannt haben!

So sah ich die Kinder im Wagen hinausfahren, nicht nur dem südlichen Vaterhaus, sondern der Zukunft und der großen Erkenntnis entgegen. Was ich ihnen nachsandte, war mehr als ein Blick; es war ein heißer Wunsch und ein warmes Gebet.

DER GEHEIME KAMPF GEHT WEITER

Ja, er ging weiter, wenn er auch nicht mehr mein eigener, sondern der aller Kollegen und des ganzen Landes geworden war. Um meine Person war er bald zum offenen mit der Gestapo geworden, die mich im großen Spiel auf ihre Weise schachmatt setzte.

Aber das Luxemburgertum, das ich immer wieder angeschlagen und aufgerufen hatte, setzte ihn fort, offen und untergründig, opferbereit und heldenhaft, bis zu jenem glorreichen Ende, an dem der Sieg der demokratischen Freiheit über die bestialischste Diktatur stand. Und ich sage heute, in doppeltem Sinne befreit und erlöst: Es soll für uns der Sieg des Geistes über den schändlichsten Ungeist aller Zeiten sein. Im Zeichen dieses Sieges sei mein neues Schaffen begonnen.